

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Erscheint 12mal wöchentlich.
Im Ausland:
Unter Kreuzband 15 M. vierteljährlich.
Bezugspreis:
Abnehmer monatlich 70 P., vierteljährlich 2.10 M.
Durch Träger und Agenturen:
Monatlich 60 P., vierteljährlich 2.40 M.
frei ins Haus.
Durch die Post: Monatlich 1 M.,
vierteljährlich 3 M. (ohne Befragsgebühr).

Mittelrheinische Zeitung.

Verlag und Redaktion: Nikolaistraße 11. Filiale: Mauritiusstraße 12.

Anzeigenpreise:
Die Kolonelle in Wiesbaden 20 P.,
Deutschland 20 P., Ausland 40 P.
Die Reklamelle 1.20 M.
Anzeigen-Annahme:
Für Abendausgabe bis 1 Uhr mittags,
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.
Berufsprüfer:
Inserate und Abonnement: Nr. 129,
Redaktion: Nr. 123; Verlag: Nr. 819.

323 Abend-Ausgabe.

Samstag, 27. Juni 1914.

68. Jahrgang.

Tageschau.

Ein Zeichner der Firma Krupp in Essen wurde wegen Spionage verhaftet.

Wie man aus Wien berichtet, haben sich mehr als 2000 Personen als Freiwillige für Albanien gemeldet.

Gewitter- und Hagelstürme haben in Rußland 8 Dörfer zerstört.

Auf Sumatra hat ein großes Erdbeben stattgefunden.

Vaterlandsverräter.

Erstochen und entrüstet sieht das deutsche Volk in diesen Tagen vor der Menge und Schwere von Verbrechen gegen die Sicherheit des Vaterlandes. In den letzten vierzehn Tagen sind fast ebenso viele gesinnungslose Menschen im Deutschen Reich wegen versuchten oder vollendeten Verrats militärischer Geheimnisse abgefaßt worden. Ist die Überwachung der im Interesse der Landesverteidigung geheim zu haltenden „Schriften, Zeichnungen oder anderer Gegenstände“ in letzter Zeit strenger geworden? Oder hat das Ausland, soweit es an der Auspionierung militärischer Geheimnisse in Deutschland interessiert ist, die Mittel hierfür und damit den Anreiz zum Verbrechen vermehrt? Vielleicht wirken beide Ursachen zusammen, um die unbegreifliche Häufung der aufgedeckten Spionagefälle in den verflochtenen Wochen zu erklären. Denn daß mit einemmal, etwa infolge der öffentlichen Diskussion über unser neues Spionagegesetz, die Zahl der Ertrunkenen, die ihr Vaterland verraten, gegen fliegenden Geld auf schwerste gefährden, sprunghaft gewachsen wäre, läßt sich doch kaum annehmen. Die allgemeine Verachtung, die den Vaterlandsverräter mit Recht in allen Nationen trifft, hat auch in Deutschland den Spion von jeher entehrt, und die Verhängung der Strafandrohungen, die das neue Gesetz gegen den Verrat militärischer Geheimnisse bringt, sollte eher abschrecken, als anreizen. Auf jeden Fall beweist die Fülle der Verratsfälle aus letzter Zeit, wie nötig es war, schärfer als früher vorzugehen.

Das Reichsjustizamt hatte dieses Frühjahr der neunten Reichstagskommission zur Beratung des neuen Geheimschutzgesetzes gegen den Verrat militärischer Geheimnisse eine ausführliche Zusammenstellung der Strafverfahren in den letzten zwanzig Jahren vorgelegt, aus der sich ergab, daß fast in jedem Jahre einige Aburteilungen auf Grund des Gesetzes vom 3. Juli 1893 erfolgt sind. Allein die Anzahl der mit Strafverfolgung durchgeführten Anklagen stellt sich doch im allgemeinen in bescheidenen Grenzen. Wegen schweren Landesverrats kamen die bürgerlichen Gerichte während der ganzen Zeit in 81 Fällen zu einer Verurteilung, darunter dreißigmal zur Verhängung von Zuchthausstrafen von zwei bis zu zehn Jahren, während die Militärgerichte in 18 Fällen Zuchthaus und Verurteilung zum Tode verhängten. Wegen „leichterer“ Spionagefälle, bei denen freilich meistens auch auf Zuchthausstrafe von einem Jahr erkannt wurde, erfolgten in derselben Zeit vor beiden Gerichten zusammen 43 Verurteilungen. Auf den Durchschnitt des Jahres berechnet, war also die Anzahl im Vergleich zu den in letzter Zeit vorgekommenen Fällen verhältnismäßig gering. Allein die amtliche Zusammenstellung erlaubt ein erhebliches Anwachsen der Verbrechen des versuchten oder vollendeten Landesverrats im Laufe der zwanzig Jahre. Es ist also — leider — nur eine gradlinige Entwicklung, keine unerhörte Ausnahmefälle, wenn in neuerer Zeit eine weitere Häufung von derartigen ehrlosen Handlungen zu verzeichnen ist. Damit ist ja auch die jetzt durchgeführte Strafverschärfung begründet worden.

Das neue Spionagegesetz bedroht jeden, der „vorsätzlich Schriften, Zeichnungen oder andere Gegenstände, deren Geheimhaltung im Interesse der Landesverteidigung erforderlich ist, in den Besitz oder zur Kenntnis eines anderen gelangen läßt und dadurch die Sicherheit des Reiches gefährdet“, mit Zuchthaus nicht unter zwei Jahren, bei mildernden Umständen mit Gefängnis nicht unter einem Jahr. Ebenso wird bestraft, „wer vorsätzlich Nachrichten, deren Geheimhaltung erforderlich ist, an eine ausländische Regierung oder an eine Person, die im Interesse einer ausländischen Regierung tätig ist, gelangen läßt und dadurch die Sicherheit des Reiches gefährdet“. Hat der Verrat einen schweren Schaden für die Sicherheit des Reiches zur Folge gehabt, so kann, „wenn der Täter dies vorausgesehen und gegen Entgelt gehandelt hat“, auf lebenslanges Zuchthaus erkannt werden.

Das neue Spionagegesetz ist einmütig von allen bürgerlichen Parteien gegen die Sozialdemokratie im Reichstag

angenommen worden. Angesichts der neuesten traffen Spionagefälle an der deutschen Grenze darf man aber wohl annehmen, daß selbst in weiten sozialdemokratischen Kreisen die strengste Anwendung der neuen Strafbestimmungen gutgeheißen wird. Denn in der rückwärtslosen Verurteilung des Vaterlandsverrats find, das muß man zur Ehre der deutschen Nation annehmen, alle ehrlichen Deutschen über jeden sonstigen Parteunterschied hinaus durchaus einig.

Lord Ritchener.

Lord Hardinge, des indischen Vizekönigs, Tage sind gezählt. Ende des kommenden Jahres rechnet man mit seinem Rücktritt. Jetzt kommt die überraschende Nachricht, daß schon bald Lord Ritchener, der neu geschaffene Graf, sein Nachfolger werden wird. Ritchener kennt sein neues Tätigkeitsfeld genau, denn er hat bereits den Oberbefehl über die Truppen in Indien geführt. Damals kam er mit dem Vizekönig, wenn wir nicht irren, war es Lord Curzon, in Konflikt, der durch den Rücktritt beider geschlichtet wurde. Ritcheners Tendenz ging dahin, die militärische Macht Englands in Indien so stark wie möglich zu machen; es steht zu erwarten, daß er sie auch in seiner neuen Stellung verfolgen wird, und daß er darin die Billigung und Unterstützung der Londoner Regierung findet. Und zwar ohne sentimentale Rücksicht auf Bundesgenossen und Freunde.

Interessant ist bei diesem Wechsel ferner, daß man Lord Ritcheners Tätigkeit am 1. Juli für abgeschlossen sieht, die sich auch dort auf eine Befestigung der britischen militärischen Stellung erstreckte.

Man erinnert sich, daß vor einiger Zeit davon die Rede war, England wolle vom Sudan aus gegen Abyssinien zu sein Machtgebiet erweitern. Wäre dieser Plan zurzeit noch aktuell, dann würde man schwerlich den bewährtesten General der britischen Armee gerade in diesem Zeitpunkt abberufen haben.

Es ist immer interessant, Ritcheners Schritte zu beobachten, denn wo dieser zurzeit härteste Mann Englands hingeschickt wird, da liegt der britische Löwe die Pranken zu regen.

Die albanischen Wirren.

Die österreichischen Freiwilligen.

Aus Wien wird gemeldet: Bis jetzt haben sich etwa 2000 Personen, vorwiegend des Arbeiterstandes, als Freiwillige für Albanien gemeldet, ferner an 200 adonemisch Gebildete, über zwanzig ehemalige Offiziere, darunter ein General, zehn Ärzte und sechs Frauen als Pflegerinnen. Organisation und Zeitpunkt des Abmarsches werden heute festgelegt werden. Der voraussichtliche Termin des Abmarsches der ersten Expedition unter dem Kommando des Architekten Wirth, der als Freiwilliger an den bisherigen Kämpfen in Albanien teilgenommen hat, ist Dienstag, der der zweiten Expedition unter dem Bildhauer Gurschner Ende nächster Woche. Gegenwärtig schweben Verhandlungen wegen Kläffmachung der erforderlichen Geldmittel, die von verschiedenen Privaten und Korporationen, ferner, wie verlautet, vom rumänischen Hofe gegeben werden sollen.

Bildung eines albanischen Heeres.

Die Wiener Nachricht von internationalen Verhandlungen zur Bildung eines albanischen Heeres wird von der römischen „Tribuna“ bestätigt und ergänzt. Der Vorschlag geht von österreichisch-ungarischen aus und wurde von Italien angenommen. Beabsichtigt ist die Bildung eines ersten Kerns einer regulären Armee, bestehend aus 3000 Mann eingeborener Truppen, und zwar Infanterie und Artillerie unter der Leitung des englischen Obersten Phillips, derzeitigen Kommandanten der internationalen Besatzung von Skutari, und unter anderen europäischen Offizieren. Diese Truppe hofft man innerhalb acht Wochen schaffen zu können. — Die „Tribuna“ drückt die Erwartung aus, daß die Mächte die Forderung des einseitigen Vertrauens auf die albanische Bevölkerung nicht wiederholen werden.

Albanische Bergstämme für den Fürsten.

Die Bergstämme der Gashi und Krasmitshi im äußersten Nordosten Albaniens haben beschlossen, den Fürsten im Kampfe gegen die Aufständischen zu unterstützen. Sie bereiten sich vor, ihre ganze wehrfähige Mannschaft zu mobilisieren. Ferner ist 150 Mann aus dem Gebiete des Stammes Schkreli abmarschiert, um nach Nikini abzugehen und sich dort den Truppen Prent Bib Doda anzuschließen.

Prent Bib Doda. — Eine Nationalversammlung?

Aus Durazzo meldet ein Drahtbericht der „Trib.“: Es steht nun fest, daß Elbasan in den Händen der Aufständischen ist; die Verteidiger sind getötet oder geflohen. Da auch Valona eingeschlossen zu sein scheint, steht dem Marsch der Rebellen von Süden aus gegen Durazzo nichts mehr im Wege. Ungewiß ist man hier nur über das Schicksal Prent Bib Doda, der trotz der vielen sich widersprechenden Gerüchte. Man hat bisher große Hoffnungen darauf gesetzt, daß er die Hauptstadt von Norden her rechtzeitig erreichen werde; es ist ihm übrigens zur Führung seiner beiden Geschäfte der freiwillige Mertens zugesandt worden. Andererseits ist Bib Doda hier immer als ein unsicherer Faktor angesehen worden.

Mindestens zwei Drittel Albaniens stehen heute im offenen Aufstand. Nach Ansicht der besten Kenner des Lan-

des könnte nur eine Maßregel noch Rettung bringen, eine Maßregel, die gleich zu Anfang hätte ergriffen werden sollen: die Einberufung von Vertretern aller Stämme unter Geltung einer Bejra (des albanischen Landfriedens) nach Durazzo oder Skutari zur Beratung, also eine Art Nationalversammlung.

Erweiterung der Befugnisse der Kontrollkommission.

Wie die Wiener „Reichspost“ erfährt, wird, um die Ordnung in Albanien wiederherzustellen, zwischen den Kabinetten der Gedanken erwogen, durch eine Erweiterung der Befugnisse der internationalen Kontrollkommission dieser Handhaben zu bieten, durch einen tieferen Eingriff in die albanischen Verhältnisse die Vorbedingung für eine Verhängung der sich bekämpfenden Strömungen zu schaffen. Die Kontrollkommission soll Vollmachten erhalten, die etwa jenen der bisherigen albanischen Regierung entsprechen. Zur Unterstützung der Autorität der Kontrollkommission sollten ihr, wenn es notwendig wäre, auch internationale Nachmittel unterstellt werden. Diese erweiterte Machtbefugnis der Kontrollkommission würde nur einen provisorischen Charakter tragen und durchaus nicht eine Internationalisierung Albaniens bedeuten.

Kriegsschiffe vor Valona.

Die österreichische Regierung entsandte einen Torpedobootszerstörer auf Wunsch der albanischen Regierung zum Schutze der Fremdenkolonie nach Valona. Auch ein italienisches Kriegsschiff erhielt Befehl, nach Valona abzugehen. — Die Aufständischen kündeten gestern die griechische Ortschaft Mathien an.

Zum Tode des Herzogs von Meiningen.

Die Ueberführung der Leiche.

Aus Bad Wildungen meldet man: Gestern um 1/2 Uhr fand die Ueberführung der Leiche im einfaches schwarzen Ebenholzarge zum Bahnhofe statt. Es folgte ein Wagen mit Blumenarrangements. Die Gattin des Verstorbenen, Freiin von Helldorf, sowie Prinzessin Adelheid und Baron Salsfeld fuhren mit der Leiche im Extrazug um 7 Uhr hier ab.

Des Kaisers Beileid.

Das „Meininger Tageblatt“ schreibt: Herzog Bernhard hat folgendes Telegramm des Kaisers erhalten: Ich nehme an dem Hinscheiden Deines treuen Vaters den warmsten Anteil. Empfange mein herzlichstes Beileid zu dem schweren Verlust, den Du mit Deiner Familie und den kassenmeiningischen Landen erfahren hast. Zu meinem Schmerzlichsten Bedauern ist es mir nicht möglich, dem Beileid persönlich die letzte Ehre zu erweisen, und ich habe meinen Sohn, den Kronprinzen, mit meiner Vertretung bei der Beilegung beauftragt. Gott der Herr schide Dir Kraft aus der Höhe zu dem überkommenen Herrscheramt und lasse Dich regieren zum Segen Deines Volkes und des deutschen Vaterlandes.

Kurze politische Nachrichten.

1200 Duppelveteranen in Kiel.

Im Laufe des gestrigen Tages sind etwa 1200 Duppelveteranen in Kiel eingetroffen. Abends 7 1/2 Uhr nahm der Kaiser die Parade über die Duppelkämpfer ab. Nach der Tafel fand eine gefeierte Zusammenkunft statt.

Spionage bei Krupp.

Nach Meldung eines Essener Blattes ist der bei der Firma Krupp als Vorarbeiter angestellte Andreas Wiedenholst verhaftet worden. Er soll Staatsgeheimnisse an eine fremde Macht, wie es heißt Frankreich, verkauft haben.

Behördliche Maßnahmen gegen die Aufforderung zum Massenstreik?

Zu der Wahlrechts-Massenstreikbewegung der Sozialdemokratie Groß-Berlins wird der „Braunschweigischen Landeszeitung“ zuverlässig gemeldet, daß auf Grund der letzten Verfassungsveränderungen die preussischen Behörden zu einer scharfen Ueberwachung der zum Massenstreik aufrufenden Versammlungen veranlaßt worden sind, und daß die Frage, ob eine gerichtliche Verfolgung der letzten Aufforderungen zum Massenstreik nach § 130 des Reichsstrafgesetzbuches zulässig ist, zurzeit einer Prüfung der behördlichen Instanzen unterliegt.

Deutschfeindliches aus Rußland.

Zum Besuche der englischen Botschafterin schreibt die Peterburger „Nowoje Wremja“: Deutschlands internationale Rolle sei in gewissem Sinne ausgespielt. Es habe durch fortgesetzte Rüstungen und Kriegsdrohungen die Welt in Schach zu halten gewagt. Nunmehr sei es aber mit dem deutschen Prestige vorbei, seit Rußland und Frankreich gleichfalls gerüstet seien. Ueber die Drohungen dieses Allerpöppels könne man jetzt ruhig zur Tagesordnung übergehen.

Griechische Flüchtlinge in Kawaia.

400 griechische Flüchtlinge sind in Kawaia aus Kleinasien und Thrazien eingetroffen. Ihr Zustand ist beklagenswert. Sie erklären, den Mißhandlungen der Türken ausgesetzt gewesen zu sein.

Die Lage in Marokko.

Aus Udжда meldet man: Die meisten der in den von den Kolonnen der Generale Baumgarten und Goutaud besetzten Gegenden sesshaften Stämme, darunter der Stamm Klatto, haben sich unterworfen. — In der spanischen Zone besetzte Jordane nach heftigen Kämpfen Tifusiu und die Täler nördlich von Gennann.

Stadtnachrichten.

Wiesbaden, 27. Juni.

Immer noch unsicheres Wetter.

Zur Wetterlage wird uns von der Wetterdienststelle Weilburg unterm 25. Juni geschrieben: Trotz des allmählich eingetretenen sehr hohen Barometerstandes ist die Wetterlage doch noch nicht so sicher, daß man jetzt eine heiße und ganz trockene Zeit erwarten dürfte, wie es wohl im Interesse der Genernte läge. Denn das Hochdruckgebiet liegt noch im wesentlichen über Großbritannien und diese Westlage hält sich selten lange. Erst müßte das Hochdruckgebiet sich nach Mitteleuropa verlagern. Dazu scheint aber zunächst keine sichere Aussicht zu sein; denn bei Island tauchen immer neue Tiefdruckwirbel auf, die zur Ostsee ziehen. Wir können daher zwar für die nächste Woche im allgemeinen heiteres Wetter erwarten, müssen jedoch mit dem Eintritt von einzelnen Regenfällen und Gewittern rechnen.

Ihre silberne Hochzeit feiern am heutigen Samstag die Eheleute H. Meininghaus, Adelsheidstraße 54. Dem Jubelpaar sind aus diesem Anlaß viele Ehrungen zuteil geworden, erfreut es sich doch eines großen Bekanntenkreises, in dem Herr und Frau Meininghaus eine hohe Wertschätzung genießen. Herr Meininghaus war früher Restaurateur der Voge „Plato“, des ersten „Kaiser-Automats“ und zuletzt Dekonom des Offizierkasinos.

Kaufmännischer Verein Wiesbaden. Der in der Hauptversammlung vom Vorstehenden, Stadtverordneten G. A. L. H., erstattete Jahresbericht gab ein anschauliches Bild emfiger und zielbewusster gemeinsamer Ständesarbeit. Der Bericht weist die von manchen Seiten gehegten Befürchtungen, daß der Kaufm. Ver. in der jetzigen Zusammensetzung, nach der Vereinigung mit dem früheren Verein der Kaufleute und Industriellen und Verein selbständiger Kaufleute, nicht in der Lage sei, die Interessen der Geschäftsinhaber und diejenigen der Handlungsgehilfen gleichmäßig zu fördern, zurück. Die Mitgliedszahl ist von 601 auf 792 gestiegen. Der Zuwachs im vergangenen Jahr betrug 191 Mitglieder. Diese setzen sich zusammen aus 542 Geschäftsinhabern und 250 Handlungsgehilfen. Die innere Organisation des Vereins wurde durch Schaffung eines Finanz- und Organisations-Ausschusses sowie eines Ausschusses zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs gefestigt. Um städtische und Verkehrs-Interessen künftig noch energischer zu pflegen, wurde ein Ausschuss für städtische Angelegenheiten gebildet. Die Versammlung wählte in diesen Ausschuss die Herren H. G. Glücklich, Eduard Moedel, Max Seiffert, Walter Rechner, Max H. H. Karl Reichwein und Karl Gösler. In vielen Fragen des Handelsgewerbes nahm der Verein in gutachtlichen Beratungen Stellung. Er behandelte die Regelung des Zugabe-Weins, wobei er sich für eine gesetzliche Regelung aussprach. Gegen die Einführung direkter Bäder Mainz-Rheingau wird der Verein bei der Eisenbahnbeförderung vorstellig. Die Errichtung einer höheren Handelschulklasse wurde unter der Voraussetzung befürwortet, daß es nicht nur den materiell besser gestellten, sondern allen kaufmännischen Lehrlingen ermöglicht wird, diese höhere Handelschulklasse zu besuchen. Die Schreibweise für stellenlose Kaufleute bei dem Arbeitsamt findet durchaus nicht die Billigung des Kaufmännischen Vereins. In einer Eingabe an den Staatsminister Dr. Delbrück wurde gegen den heimlichen Warenhandel hiesiger Postbeamter Beschwerde geführt. Eine Untersuchung ist eingeleitet. Die Modelman im Kurhaus wurde auf Vorkstellung des Vereins abgesetzt. Der Kaufmännische Verein beteiligte sich mit Erfolg an der Handelskammer- und Ortskrankenkassenwahl. Bei der ersten konnte die Wiederwahl der Mitglieder Jos. Stamm und Hugo Wagemann gesichert werden, bei der letzteren wurden die Herren Sallo Bacharach und Max Seiffert gewählt. Die Arbeit- und Stellungsfrage des Vereins zur Durchführung der Sonntagsruhe ist bekannt. Ein großes Gebiet der Vereinsarbeit nehmen die Bildungsbestrebungen ein. Es wurden 8 wissenschaftliche Vorträge und ein Hochschulkursus veranstaltet. Die wissenschaftlichen Vorträge wiesen einen Durchschnittsbefuch von 1100 Personen auf, während der Hochschulkursus 195 Hörer zählte. Die Abhaltung dieser Vorträge erforderten zusammen Mk. 4700 und konnten nur durch Zuwendungen der Stadt, Handelskammer, Vorstudienverein und Vereinsbau ermöglicht werden. Der Verein selbst bringt für diese Bildungsbestrebungen außergewöhnlich große Opfer, die sich im letzten Jahre auf Mk. 2000 Zuschuß belaufen. Die Bibliothek umfaßt 1100 Bücher. Vom Oktober 1913 bis April 1914 wurden 604 Bücher entliehen. Die Versammlung beschloß, zur sofortigen Veräußerung

der Bibliothek Mk. 2000 aufzuwenden. Die Stellenvermittlungsteilung wird seit 1. Januar 1914 durch die neu geschaffene eigene Geschäftsstelle des Vereins besorgt. In den ersten 3 Monaten 1914 konnten 70 Bewerber 44 Stellen nachgewiesen werden bei 61 Stellenangeboten. Die Rechts- und Anstaltsstelle, Leiter Rechtsanwaltschaft Dr. Beres, hat 31 Fälle bearbeitet. Das Vermögen des Vereins ist von Mk. 20337 auf Mk. 25100 gestiegen. Auf Vorschlag des Kaufmännischen Vereins wurde Herr Ed. Moedel auf die Stelle des Handelsrichters gesetzt. Bei der Ergänzungswahl wird zunächst auf seinen Wunsch Herr Emmerich Altmann von dem Amt als 2. Vorsitzender entbunden, jedoch als Beisitzer wiedergewählt. An seine Stelle wählte die Versammlung Herrn Sallo Bacharach. Ebenso wiedergewählt wurden die Herren Ed. Moedel als Schriftführer, sowie die Herren Rechner, Enkheimer, Merz, Wolpert, H. H. und Dicks als Beisitzer. An Stelle des ausgeschiedenen Herrn Dunderhoff wird Herr Adolf Hertz gewählt. Nach längerer Ausführung der Herren Triboulet und Mollath über Verkehrsfragen beschloß die Versammlung, den Anregungen beider Herren Folge zu geben und durch Herbeiführung geeigneter Schritte die Lösung der aufgeworfenen Verkehrsfragen in einem für Wiesbaden günstigeren Sinne zur Erledigung zu bringen.

Wiesbadener Frauenverein. Der in der unter dem Vorsitz von Fräulein v. Röder abgehaltenen Mitgliederversammlung erhaltene Rechenschaftsbericht ergab ein günstiges Bild der Tätigkeit und des Erfolges im letzten Jahre. Die Arbeit des Vereins gliedert sich in folgende Zweige: 1. Die Arbeitsanstalt gibt an bedürftige, meist alleinstehende Frauen Näh- und Strickarbeiten, auch feine Handarbeiten. Die gefertigten Sachen werden in dem Ladengeschäft des Vereins Neugasse 13 verkauft. Die Arbeitsanstalt läßt alle einschlägigen Arbeiten auf besondere Bestellung herstellen. Es wäre zu wünschen, wenn von dieser Einrichtung noch mehr Gebrauch gemacht würde. 2. Die Suppenanstalten I und II in der Steingasse 9 und Scharnhorstraße 26 wurden gut besucht. In der ersten wurden 10.907 Mk. eingenommen, in der zweiten 8280 Mk. Nach einem Abkommen mit dem Verein für Speisung bedürftiger Kinder wurden in der Suppenanstalt I 90 Schulkinder und in der Suppenanstalt II 60 Schulkinder täglich gespeist. Die Kassenführung in beiden Anstalten lag in der Hand je einer Vorstandsdomme in wöchentlichem Wechsel. Bei der Ausweisung der Speisen halfen junge Damen als freiwillige Hilfskräfte, denen herzlich gedankt sei. 3. Die Armenpflege des Vereins konnte 115 evangelische Witwen und Familien und 50 katholische Familien vorübergehend oder dauernd unterstützen. Die Gesamteinnahme und -ausgabe betrug etwa 40.000 Mk. Der Verein hat etwa 400 Mitglieder. Die Mitgliedschaft wird durch einen Jahresbeitrag von mindestens 2 Mark erworben. Es wäre sehr zu wünschen, wenn dem Verein neue Freunde gewonnen würden. Er gehört zu den ältesten unserer Stadt und in vier Jahren wird er zurückerlangen auf eine hundertjährige Tätigkeit. Beitritts-erklärungen nehmen entgegen: Frä. v. v. Röder, Albrechtsstraße 7, der Rechner Konsul Gradewitz, Sonnenbergerstraße 41, der Schriftführer Varrer Korthauer, Mosbacher Straße 5 und die Damen des Vorstandes.

Die beiden Refordflieger Vasser und Landmann sind Söhne unserer Gegend. Vasser hat seine Jugend in Wiesbaden verbracht, während Landmann der Sohn des früheren Direktors der höheren Mädchenschule in Gießen ist und dort geboren wurde.

Bestrafung des zweiten Opferhofdiebes. Am Karfreitag, den 11. April d. J., wurden, wie i. Zt. mitgeteilt, in der Maria-Hilf-Kirche in Wiesbaden während des Gottesdienstes zwei Personen dabei beobachtet, wie sie mit Leimruten Geldstücke aus dem Opferhof holten. Die sofort aufgenommene Verfolgung führte nur zur Verhaftung des einen Täters, des aus St. Etienne gebürtigen Mechanikers Franz Volffer, der von der Strafkammer Wiesbaden wegen dieses dreifachen Kirchenbetrugs mit 9 Monaten Gefängnis belegt wurde. Der zweite damals bei der Tat Beteiligte konnte entkommen. Jetzt wurde in Würzburg ein Franzose, der sich Peroni und Peroux nennt, dabei erwischt, wie er auf gleiche Weise mit Leimruten die Opferhöfe in der St. Michaelskirche erbeutete. Wenn nicht alle Zeichen unwahrscheinlich, daß ein Pfarrer als Dolmetscher ausget. Da es möglich ist, daß der Betreffende auch in Wiesbaden eine Währole gibt, so sei vor ihm gewarnt.

Warnung vor einem Schwindler. Wie schon i. des öfteren, erschien am letzten Freitag bei einer Anzahl katholischer Familien in Biersdorf ein als katholischer Pfarrer gekleideter Mann, um Bücher religiösen Inhalts zu verkaufen. Er zeigte sogar ein bischöfliches und pfarramtliches Empfehlungsschreiben vor. Sein schmeichliches, unfühiges Wesen aber ließ gar leicht erkennen, daß man es wohl mit einem Schwindler zu tun habe. Auch ist es ja von vornherein sehr unwahrscheinlich, daß ein Pfarrer als Dolmetscher ausget. Da es möglich ist, daß der Betreffende auch in Wiesbaden eine Währole gibt, so sei vor ihm gewarnt.

Kurhaus, Theater, Vereine, Vorträge usw.

Verein für nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung. Am nächsten Mittwoch, 1. Juli, nachmittags, findet unter der Führung von Dr. Klingenschmitt ein Ausflug nach Eberbach statt. Alle Mitglieder sind hierzu eingeladen; auch Gäste sind willkommen. Abfahrt von Wiesbaden um 2.30 Uhr nach Hattenheim. Von dort zu Fuß in einer halben Stunde zum Ziel.

Aus den Vororten.

Viebrich.

Unglückliche Verwechslung. Der 74 Jahre alte Rentner und Küfer Schäfer trank am Freitag Abend im Keller seines Hauses in der Friedrichstraße 29 durch eine Verwechslung aus einer mit Salzsäure gefüllten Flasche. Er erlitt dadurch schwere innere Verletzungen, die seinen allerbaldigen Tod herbeiführten.

Nassau und Nachbargebiete.

Gefährliche Eindrehen Jagden.

Eine Eindrehenbande macht seit einiger Zeit den Kreis Biedenkopf unsicher. Nach gefährlichen Verfolgungen ist es jetzt gelungen, zwei der Raubgefahren festzunehmen, während ein Dritter entkam. Das „Herb. Tagbl.“ berichtet über die Vorgänge wie folgt:

Niederweidbach, 25. Juni. Eine Eindrehenbande hat heute Nacht hier ihr Unwesen getrieben. Die „Arbeit“ muß mehrere Stunden gedauert haben, denn es wurden nicht weniger als drei schwere Einbrüche verübt. Beim Gastwirt Kentsch gelangten die Diebe durch die Hintertür ins Haus und nahmen einen Mukerkoffer, Wein, Zigarren und die Geldkassette mit beträchtlichem Inhalt. Nachdem die Diebe in einem anderen Zimmer in den Schränken das Unterste zu oberst geleert hatten, entfernten sie sich auf demselben Wege, den sie gekommen waren, um der Handlung Schreiner einen Besuch abzustatten. Dort wurden Butter, Wurst, Schinken und andere Schwaren gestohlen, weiter ein Portemonnaie mit Inhalt und eine Taschenuhr. Wie dreist die Spitzbuben waren, geht daraus hervor, daß sie die Taschenuhr aus der Tasche der Wette des Herrn Schreiner stahlen, die dieser auf einem Stuhle neben seinem Bette liegen hatte, in dem er schlief. Dann wurde in die Gastwirtschaft des Herrn Roth eingedrungen. Zigarren, Wein, eine Taschenuhr, Schwaren und 50 Mark fielen den Spitzbuben in die Hände. Herr Kentsch, der von Rudersbach kam, bemerkte hier zwei Männer in der Nähe des Hauses, dachte sich aber nichts Arges dabei. Später wurde dann bei ihm selbst eingedrungen. Ueberall haben die Diebe ohne jede Störung ihr Werk vollbringen können. Verdacht hat man auf ein paar Leute, die sich bereits gestern am Tage hier herumtrieben. Der Tatort an allen drei Einbruchsstellen wurde abgesperrt und die Polizei in Dillenburg gebeten, den Polizeihund zu senden.

Niederweidbach, 26. Juni. Wachtmeister Witte aus Weidenhausen und Gendarm Weidenberg von hier nahmen gestern die Verfolgung der Diebesbande auf. Zwei Herren von hier hatten sich zur eventuellen Hilfeleistung angeschlossen und diesen gelang es, zwei der Eindrehen im Walde von Weidenhausen zu stellen. Als man ihnen auf den Leib rücken wollte, ergrißen sie die Flucht und warfen dabei die in einem Mantel gehüllte Diebesbeute von sich. Einer der beiden Verfolger blieb nun bei den fortgeworfenen Sachen, während der andere nach der Gendarmenstation nach Weidenhausen lief, um die beiden Beamten herbeizuholen. Und nun gelang es, einen der Spitzbuben zu fassen. Gendarm Weidenberg ist hinter dem andern noch her, bis heute früh war die Verfolgung ohne Erfolg. Unter der weggeworfenen Diebesbeute fand man eine Menge Sachen, die hier bei den drei Einbrüchen entwendet waren; man fand aber auch Diebeshandwerkzeuge und sogar solche gefährlicher Art. Dann fand man ein iprisenartiges Instrument, anscheinend zum Betäuben, und Plättchen mit Betäubungsmitteln. Die Identität des verhafteten Eindrehers ist noch nicht festgestellt; bei ihm fand man alle Taschen voll Geld. Der gesamten Bevölkerung hat sich eine leicht begreifliche Aufregung bemächtigt.

Gladenbach, 26. Juni. Hier kam es gestern zu einer aufregenden Szene. Gendarm Greiling war es gelungen, hier drei Verbrecher zu stellen, die in der Nacht von Mittwoch zu Donnerstag in Niederweidenhausen einen schweren Einbruch verübt hatten. Als der Beamte die Kerls gefesselt hatte, um sie abzuführen, befiel sich einer derselben, daß er zu fest geschlossen sei. Gendarm Greiling wollte nun die Kette lockern, wobei es dem Verbrecher gelang, sich zu befreien. Was nun folgte,

Aus der Kirchengeschichte Auringens und Naurods.

Von W. Neuert, Wiesbaden.

II.

Das Auringer Kirchlein war in knapp 8 Wochen auf gebaut. In einem Schreiben an den Fürsten bedankt sich die Gemeinde Auringen für die Zuwendungen, die der Fürst zum Bau des Kirchleins gemacht und gibt ihrer Freude Ausdruck, „daß alte und junge, adel- und wohlhabende, fränkische und geistliche Gottes Wort fleißig hören können“. Nun kommt aber die Hauptsache. Durch den Bau des Kirchleins sind 400 fl. Schulden verursacht. Man bittet um die schon früher angelegte große Wohlthat der Kollekte, schon um deswillen, „weil in Nauroth ein Pfarrhaus errichtet und Scheuer und Ställe aufgebaut werden sollen“. Nachgetragen muß werden, daß das Kirchlein damals nicht viel Raum hatte, eine große Feierlichkeit scheint deshalb mit der Einweihung auch nicht verbunden gewesen zu sein, denn viele Menschen konnte das Gotteshaus nicht fassen. Kollekte wurden auch damals schon nicht ohne Legitimation geduldet. Auf die neuerliche Bitte Auringens verfügte das Konfistorium, für beide Kirchen Nauroth und Auringen eine Kollekte auszusprechen. (Neuhof scheint zu gleicher Zeit um Unterstützung nachgesucht zu haben.) Die Chronik geht dann wieder auf Nauroth über, wo über die Bestallung des Pfarrers, seine Pfarrgebäude und die Schule Aufzeichnungen gemacht werden. Aus der Bestallung geht hervor, daß ein Pfarrer in Nauroth alles genossen soll, was sonst ein Pfarrer in Kloppenheim in Nauroth genossen hat. Den Naurothern und Auringern wird aufgegeben, ein Pfarrhaus mit Stall und Scheuer zu bauen und zwar mit gleichen Kosten. Die Naurother sollen aber 100 fl. voranschicken, die Auringer hingegen versprechen, daß, „wenn einmal ein Pfarrer die Schul übergeben soll, sie den Naurothern fünfzig Gulden, wegen der hundert vorausgegebenen, wieder erstatten sollen“. Der alte Cramer war in Nauroth eingezogen und, wie der Chronist sagt, im Schulhaus einquartiert, welches an der Stelle stand, die jetzt teils das neue Pfarrhaus und das Wirtshaus an der Straße zwischen Pfarrhaus und Kirche einnimmt. In einer Bittschrift der Gemeinden Nauroth und Auringen an den Für-

sten, datiert vom 11. Mai 1717, wird darauf hingewiesen, daß die Gemeinde infolge schlechter Verhältnisse des Schulhauses letzteres für 100 fl. verkauft und dem Hans Conrad Ernst sein Renhaus oben an der Straße bei der Schmitz um 220 fl. abgekauft haben. Es mußten also 120 fl. zugelegt und daneben noch die Kosten für den Bau von Scheune und Stall getragen werden. Es wird also wieder um eine Unterstützung nachgesucht, die nach einem anstehenden Gehalt des Pfarrers Cramer beim Konfistorium nicht verläßt wird. Wir gehen wieder nach Auringen. Da reicht die Gemeinde am 4. Dezember 1721 eine Klage an das Konfistorium ein des Inhalts, daß die liebe Schulanfänger mit der „information“ schlecht versehen sei, so daß Knaben im Alter von 15–17 Jahren weder lesen, schreiben, noch rechnen könnten, indem ihr Schulmeister Johannes Hofmann seiner Profession nach ein Schneider sei und jene Dinge selbst nicht verstände noch gelernt habe, auch dem Handwerk nachhänge und der Jugend und deren Unterweisung sehr unfähig vorkäme, woraus großes Uebel erwachse. Weiterhin wird dem Schulmeister vorgeworfen, er tanze nichts, weil er die Orgel, die mit großen Kosten angeschafft sei, nicht schlagen könne und keine Musik verstehe. Die Auringer wollten kurzum ihren Schulmeister los werden und machen in ihrer Eingabe auch schon neue Vorschläge. Die Klage der Auringer hatte aber einen anderen Grund, wie wir gleich hören werden. Auch der Schulmeister macht eine Eingabe an das Konfistorium. Er beklagt sich, daß er die Schul in einem gemeinen Badhaus abhalten müsse und wegen aufzulegendem Feuer in größter Lebensgefahr gewesen sei. Hofmann hatte sich dieserhalb bei der Gemeinde sowohl als auch beim Kirchenrat beklagt und das brachte ihm den Jörn der Gemeinde ein. Die Beschwerde der Gemeinde Auringen gegen den Schullehrer hatte eine vom Konfistorium verfügte Untersuchung zur Folge. Nach heftigem Jörn und Wider, wobei der Schullehrer besonders den Eltern die Schuld an der Unfähigkeit ihrer Kinder zuschrieb, weil sie unfähig zur Schule geschickt, wurde die Examination der Kinder in Auringen und Nauroth beschlossen. Das Ergebnis der letzteren war die Haltlosigkeit der Auringer Beschwerde und die völlige Rehabilitierung des Schulmeisters Hofmann. Interessant ist die Feststellung des Kirchenkonvent-Inspetors bei dieser Examination, daß der Schulmeister über einem Badofen kam und dort während des Unter-

richts von Badweibern „mit ihrem gewöhnlichen Geschwätz“ vielfach gestört wurde. Die Unstimmigkeiten zwischen Lehrer und Gemeinde wurden in einer gemeinsamen Sitzung der Gemeindevertreter Auringens und ihrem Schulmeister vor dem Konfistorium in Dillenburg beigelegt. Auringen erhielt viele Jahre später seine neue Schule. Der Chronist meint, daß die Gemeinde Auringen das Schwerkere übernommen und geleistet habe, nämlich Anstalten ohne Mittel zu bauen. Nur der gute Wille, die Hofnung, das Vertrauen und eine Art größerer Leidenschaft habe der Gemeinde den Willen aufgezwungen, den Bau von Kirche und Schule und was alles damit zusammenhängt, durchzuführen.

Die Kirche in Naurod.

Es gehört viel Zeit und Geduld dazu, die Nauroder Pfarrchronik zu studieren, wenn man ein zusammenhängendes Bild über die Entwicklung der beiden Gemeinden Auringen und Naurod in Bezug auf seine öffentlichen Bildungsanstalten geben soll. Kirche und Schule — das sind die Hauptthemen, mit denen der Chronist sich befaßt. Er ist aber auch der Vergangenheit beider Dörfer nachgegangen, worüber ich später berichten werde. Weil aber in der Hauptsache die Kirchen- und Schulbauten Gegenstand der Aufzeichnungen des Chronisten sind, habe ich meine Ausführungen nicht anders überschreiben können als mit den Worten: „Aus der Kirchengeschichte Auringens und Naurods“. Die Affäre des Schulmeisters Hofmann ist nur ein Zwischen spiel in der Chronik zu nennen, mit dem aber auch die Aufzeichnungen über den Kirchenbau Auringen kurzweilig abschneiden, um dann später wieder aufgenommen zu werden. Der Chronist geht gleich zum Kirchenbau Nauroth über und schildert uns dessen Entstehung in fast ähnlicher Weise wie das Zustandekommen der Auringer Kirche. Nur in hier zwischen den Zeilen zu lesen, daß die Naurother mit ihren Eingaben an den Fürsten keine allzu glückliche Hand hatten. Diese waren auf einen ganz anderen Ton geschlagen, wie wir einmal auf einen wenig warmen, und darin lag die Ursache der langen Verzögerung. Ich werde darauf noch zurückkommen. Während das Auringer Kirchlein in späteren Jahren einen Erweiterungsbau erhalten hat, präsentiert sich die Nauroder Kirche heute noch genau so wie vor bald zweihundert Jahren, als sie erbaut wurde. Durch die glückliche Lage — das Gotteshaus steht direkt an der Straßenkreuzung Niederahausen, Auringen und Wies-

war das Werk eines Augenblicks. Der Mensch ariff in die Tanne, holte ein Messer heraus und schlug auf den Genick. In mehrmalen ein, sodass dieser sofort zusammenbrach. Diesen Moment benutzten die Verbrecher, um zu entfliehen. Mehrere beehrte hiesige Einwohner nahmen die Verfolgung auf. Einer der Kerls feuerte aus einem Revolver fortgesetzt auf seine Verfolger und traf den Landwirt leicht durch den Hint. Der Ausdauer der Verfolger gelang es, einen der Räuber zu fangen, während die anderen beiden in den Wald zwischen Bommelsbäumen und Dornbüsch entkamen. Der festgenommene gab an, mit seinen Kumpanen aus Marburg zu kommen und dass alle drei Kerler wären. In Marburg einsoholte Erkundigungen besagen, dass diese Angaben unwahr sind. Der Verbrecher wurde dem hiesigen Amtsgerichtsgefängnis zuwieführt. In den Meistgemaßen, die er fand, fand man Dietrich, Feile und Messer und seine Hosenstücke waren mit Geld vollgestopft. Diese Diebstahlsbande scheint in Verbindung zu stehen mit derjenigen, die in derselben Nacht in Niederweidbach 3 schwere Einbrüche verübte. Dr. Haun, welcher dem verletzten Gendarm beistand, stellte einen ca. 12 Zentimeter langen Stich in die rechte Brustseite fest, der auch die Lunge verletzt hat, und einen weiteren schweren Stich in den rechten Oberarm. Hoffentlich gelangt es, auch der anderen beiden Dasturten recht bald habhaft zu werden. (Dieser Bericht ist inzwischen, wie die verkündete Meldung aus Niederweidbach ergibt, wenigstens hinsichtlich eines der Verbrecher in Erfüllung gegangen. Red.)

h. Eltville, 27. Juni. Zur Tuberkulosebekämpfung. Der Kreisgesundheitsrat Rheingaukreises hat hier im „Hotel Reichenhof“ in der Zeit vom 27. Juni bis 7. Juli zur Belehrung der Kreiseingewiesenen ein Wandertuberkulosemuseum errichtet.

d. Nidesheim, 26. Juni. Der Feldzug gegen die Wildschweine. In dem Saufgang des Distriktes Niderborn, in der Nähe des Kammerforstes, wurden gestern wiederum zwei Säuen gefangen.

i. St. Goarshausen, 26. Juni. Leichenfindung. Die Leiche der bei dem Bootunglück im Rheine ertrunkenen Württembergischen Kaiserin Frau aus Moskau wurde in der Nähe von Bessling aus dem Rheine gelandet.

e. Dreisbach, 27. Juni. Postagentur. Am 15. Juni wird hier unter Aufhebung der Postfiliale eine Postagentur eröffnet. Die Postagentur gehört zum Geschäftskreis des Postamts Wiesbaden 5 (Bahnhof).

z. Nassau, 26. Juni. Auf der Reise zur Landesversammlung trafen gestern Nachmittag, von Bad Ems kommend, Herr Oberpräsident von Harnack mit den Mitgliedern des Landesausschusses, sowie Landrat v. Nassau, Regierungsrat Duderstadt-Dies, Landesbaudirektor v. Wiesbaden und Baurat Henning-Oberlahnstein hier ein. Zunächst besichtigten die Herren die über die Bahn führende Reiterbrücke, die bekanntlich wegen ihrer nur 60 Zentner Tragfähigkeit den heutigen Verkehrsforderungen nicht mehr genügt und wegen der schon längere Zeit Unterhandlungen darüber gepflogen werden, ob man sie am besten in der Konstruktion vergrößert, oder niederlegt und durch eine massive Steinbrücke ersetzt. Nachdem fuhren die Herren nach der Erziehungs- und Vilegeanstalt in Schenern. Die Herren sprachen sich wiederholt befriedigt über die nunmehr neuen Anforderungen entsprechenden Neubauten und Umbauten aus. Die Besichtigung geschah unter der Führung des Vorstehenden der Anstalt, Pfarrer Martin-Dienethal, des Anstaltsdirektors Todt, des Anstaltsarztes Dr. Athes, Nassau und der Vorstandsmitglieder Pfarrer Moser-Nassau, Stefan v. Rehr-Danienau, Pfarrer Neubourg-Rordorf und Generaldirektor Leuschner-Oberlahnstein. Nach der Besichtigung nahmen die Herren in der Anstalt den Kaffee, während der Pfarrer v. Wiesbaden-Gelandschör Volkstheater vortrug.

4. Dies, 26. Juni. Verkaufswinkel. Das Kal. Domänenrentamt verkaufte zwei an der Straße Dies-Limbura, in der Gemarkung Freilich gelegene Bauplätze von zusammen 16 Ar an Maurermeister J. Sartorius III. in Freilich zum Preise von 75 M. für die Rute.

5. Weilmünster, 27. Juni. Der hiesige alte Wasserturm wird einer gründlichen Reparatur unterzogen, wozu der Bauausschuss und die Gemeinde je 200 M. beisteuern. Es ist für viele Wanderer ein schöner Anblickspunkt, zumal dort schöne Lindenbäume angepflanzt werden.

6. Wassenbach, 27. Juni. Fahnenweihe. Am 5. und 6. Juni feiert der Militärverein Wassenbach seine Fahnenweihe. 37 Vereine haben schon ihre Teilnahme zugesagt.

7. Herborn, 27. Juni. Für treue Dienste. Das Erinnerungszeichen für langjährigdienende Beamte wurde gestern im Weiser der hiesigen Stationsbeamten dem

Zugführer Maurer durch den Bahnhofsvorsteher Hedler mit einer ehrenvollen Ansprache überreicht.

XX. Kemmerod, 26. Juni. Autounglück. Heute Nachmittag 6 Uhr überfuhr das Automobil des Herrn Doktor Esch aus Darmstadt 3 Kinder im Alter von 9 und 10 Jahren. Das Kind des Gerichtsvollziehers Oppermann erlitt einen Schädelbruch und mußte sofort nach Limburg gebracht werden. Einem Kind des Fuhrmanns Krebs wurde ein Bein zertrümmert. Der Inhaber des Autos nahm sich der Verletzten in weitestgehender Weise an. Herr Dr. Schmitt nahm die Verletzten sofort in Behandlung.

X. Mainz, 26. Juni. In der heutigen Sitzung der städtischen Haushalts-Voranschläge beantragte der sozialdemokratische Stadtrat, Schillbach, die Zuwendungen an die barmherzigen Schwestern und Diakonissen im Stadtteil Nombach mit je 20 M. jährlich zu kürzen. Dieser Antrag wurde mit großer Mehrheit abgelehnt. Ferner beantragte Schillbach die Zuwendungen von 1000 M. jährlich an den Verein für Flugwesen ebenfalls zu kürzen. Dieser Antrag wurde mit 22 gegen 19 Stimmen angenommen. Bei der Erhebung der kommunalen Steuer wurde von sozial. Seite beantragt, die Einkommen bis zu 500 M. steuerfrei zu belassen. Der Finanzausschuss beantragte dagegen, die Steuern nur bis zu 600 M. Einkommen, ebenso das Einkommen von 600 bis 1000 M. bis zu 750 M. nichts zu erheben. Diese Anträge des Finanzausschusses wurden angenommen, die sozialdemokratischen Anträge, die Einkommen bis 600 M. steuerfrei zu belassen, ebenso die Vermögen bis 3000 M., wurden abgelehnt. Ein Antrag der Fraktion der alten fortschrittlichen Volkspartei, das Einkommen bis 750 M. steuerfrei zu belassen, wurde abgelehnt. Die Ausschlagsskiffern für die Umlagen wurden von 118,4 auf 132 erhöht; es werden von 100 M. Steuerkapital statt wie bisher 22,9 für das laufende Steuerjahr 27 Pfg. erhoben.

T. Bingen, 26. Juni. Das Ende. Die Leiche der seit dem 31. Mai ds. J. vermissten Näherin Anna Sperling wurde heute Nachmittag hier aus dem Rhein gelandet. Damit hat der Nachbrosman, der damit endete, daß der Buchdrucker Dahlen das Mädchen in den Rhein stürzte und dann sich selbst seinen Abgang angedeutet. Die Leiche ihres gewesenen Bräutigams ist bekanntlich schon vor längerer Zeit, ebenfalls bei Bingen, gelandet worden.

T. Bingerbrück, 26. Juni. Elektrisch zum Bismarck-Denkmal. Unter Beteiligung des Landrates v. Nassau-Kreuznach, der Bürgermeister v. Bingen und der Bingerbrüder und verschiedener Regierungsvertreter fand hier eine wichtige Versammlung über die geplante elektrische Bahn nach der Elisenhöhe statt. Nach einer lebhaften Aussprache einigte man sich auf einen Bauplan, der den Ausbau der Binger Nebenbahn und auch der elektrischen Bahn der Stadt Kreuznach bis zum Ende des Bismarck-Denkmal vorstelt. Die Gemeinde Bingerbrück wird dagegen eine Drahtseilbahn zum Denkmal führen. Mit den Vorarbeiten ist schon seit längerer Zeit begonnen worden. Die Arbeiten selbst sollen möglichst beschleunigt werden.

b. Frankfurt, 27. Juni. Totgefahren. Von dem gestern Abend um 6 Uhr 48 Min. aus Limburg hier eintreffenden Zug Nr. 132 wurde die etwa 45jährige Frau Kollmann in unmittelbarer Nähe des Griesheimer Exerzierplatzes überfahren und getötet. Die Frau hatte beim Überqueren des Gleises den herannahenden Zug übersehen. Von Seiten der Maschinisten ist schon öfters darüber Klage geführt worden, daß auf eine so frevelhafte Art und Weise die Gleise von den Bewohnern der umliegenden Häuser überschritten werden.

rm. Darmstadt, 26. Juni. Der Stern von Brabant. Die erste Auszeichnung des neuen Ordens des „Sternes von Brabant“ hat nach der heutigen Veröffentlichung im amtlichen Organ der langjährige Kabinettssekretär des Großherzogs, der jetzt zum Kreisamtmann ernannte Dr. Wilhelm Wehner, durch Verleihung des Ritterkreuzes 2. Klasse dieses Ordens erhalten.

n. Wörth, 26. Juni. Bekämpfte Bürgermeistereiwahl. Große Freude herrschte in der Gemeinde, als in der alten Gemarkung des Freilichs endlich dessen Macht gebrochen werden konnte und die Bürgermeistereiwahl mit dem Siege des nationalliberalen Kandidaten Herrn Kramer endete. Da der Stimmenvorwurf sehr groß ist, erfolgte heute auch die Bekämpfung.

n. Freinsheim, 26. Juni. Unfälle. Der in der Dampfheidegel von Gebrüder Wanner beschäftigte Arbeiter Karl Hasch geriet in die Transmissions- und verlor einen Arm. — Beim Abfahren von den Kitzle der Tagelöhner Philipp Roth so unglücklich vom Wagen, daß nach einiger Zeit der Tod eintrat.

wird sich unwillkürlich fragen: Warum? Nach den Aufzeichnungen des Chronisten waren Form und Inhalt der Eingaben mit der Hauptsache, daß diese unbeachtet liegen geblieben sind. Erst die Veröffentlichung vom 20. Februar 1727, die vor ihrer Abgabe einer Korrektur von berufener geistlicher Seite unterzogen worden war, hatte den Erfolg, daß Bauanträge eingeleitet wurden. Der Graf Friedrich Ludwig zu Nassau entschied, daß der Gemeinde erlaubt sei, zur Beilegung der Unkosten, die durch den Kirchenbau erwachsen, „ab und zu in ihren eigenen Wäldungen 400 Al. abgängiges Holz zu fällen und es inner- oder außerhalb des Landes zu den höchsten Preisen zu verkaufen“. Außerdem bewilligte der Graf aus eigenen Mitteln 200 Gulden. Der Kostenanschlag des Kirchenbaues war auf 1018 Gulden festgesetzt. Am 20. August 1728 konnte der Grundstein zur Kirche gelegt werden. (Fortsetzung folgt.)

Theater.

Königliches Hoftheater. Wiesbaden, 27. Juni. Mit R. Wagners Bühnenweckspiel „Parisien“ wurde gestern im Königlichen Theater die Reihe der zu vollständigen Weissen veranstalteten Sonderveranstaltungen in ebenso würdiger wie erfolgreicher Weise eröffnet. Der sonst gewöhnlich erst nach dem Aufgehen des Vorkaus laut werdende Ruf nach „Mehr Licht“ wurde diesmal bereits beim Betreten des Zuschauerraumes in dringlicher Weise geäußert, da eine große Anzahl der gestrigen — in den Räumen des Königlichen Theaters ziemlich fremden — Besucher bei der im Zuschauerraum herrschenden egyptischen Finsternis nur mit größter Mühe ihre Plätze zu finden vermochte. Trotz der hierdurch entstandenen Verpätung war die Vorstellung bereits kurz vor 11½ Uhr beendet. Die Dauer der Aufführung war also von den früheren sechs Stunden diesmal auf nur fünf Stunden heruntergedrückt worden, ein Umstand, der allseitig sehr angenehm empfunden wurde und die Leitung des Königlichen Theaters hoffentlich dazu bestimmen wird, durch eine weitere Kürzung der beiden Pausen und eine kleine Beilegung einiger allzu breiter Tempi den Abend auf die sonst übliche Normalzeit von etwas über fünf Stunden zu beschränken. — Die einzelnen Darsteller: Fräulein Englerth (Rundt) sowie die Herren Schubert, Bohnen, Geisse-Winkel und v. Schand (Parisien), Gurnemann, Amfortas und Klingor) boten abermals durchaus

rm. Weiterstadt, 26. Juni. Lebensmüde. Die 35 Jahre alte Ehefrau des Landwirts Hamm hat sich unter die Maschine eines Zuges geworfen und war sofort tot. Wie man hört, hat sie die Tat infolge Zwistigkeiten mit ihren Schwiegereltern begangen.

Sport.

Der Sport des Sonntags.

Der erste Abschnitt der Rennkampagne erreicht am Sonntag mit der Entscheidung des Deutschen Derby in Hamburg seinen Höhepunkt. Auch diesmal wieder ringt die deutsche und die österreichische Jucht um die Palme. Aus dem Nachbarlande ist Herr N. v. Gemeres Confusionarius herübergekommen, um für seinen Besitzer das begehrteste aller Double-Events zu landen, nämlich auf den Sieg im österreichischen Derby noch den im Deutschen Derby folgen zu lassen. Ueber die Teilnehmer haben wir unsere Leser bereits gestern unterrichtet und es ist nichts neues mehr zu sagen. In erster Linie muß man zu dem in dieser Saison ungeschlagenen Ziel (Raschbald) halten, der in Mischief (Korb) noch einen guten Pacemaker mit auf den Weg erhält. Der gefährlichste Gegner des Trägers der Oppenheimischen Farben steht in Herrn v. Weinbergs Oriolo (Cham), der am vergangenen Sonntag durch sein hervorragendes Rennen im Großen Hauptpreis eine starke Verbesserung erkennen ließ. Dann erst kommen der österreichische Confusionarius und Rotfeld in Betracht. In den übrigen Rennen, die stark an Bedeutung zurücktreten, sind Melba, Villa, Anli, Sorapis, Bracing Air und Melchiste in Front zu erwarten. Am Montag wird das Remard-Rennen gelaufen. Das Geld in dieser Stecher-Prüfung fällt härter als sonst aus. Hier sollten die österreichischen Rom und Model Kluge, die am Freitag im Jubiläumspreis verlagten, wieder laufen. — Die Reichshauptstadt muß sich mit den Trabrennen zu Ruhelieben begnügen. Von den Rennen im Reiche sind die zu Düsseldorf am bedeutendsten. Das Düsseldorf-Rennen in der Höhe von 10000 Mark bringt eine Reihe besserer Dreijähriger an den Start, die sich zum ersten Male über Hindernisse versuchen. Nach seiner Blachform ist Saint George schwer zu schlagen. Weitere Meetings finden in Breslau, München, Agram, Tiflis und Berden statt. — In Paris Longchamp kommt in dem mit 300000 Frs. ausgestatteten Grand-Preis de Paris das wertvollste Rennen der Welt zur Entscheidung. Die Dreijährigen Pferde werden hier über die Distanz von 3000 Metern einer Prüfung unterzogen. Nach seinen bisherigen Leistungen müßte La Marina (O'Neill) gegen Sardapale (Stier) dem Gewinner des Französischen Derbs, die Oberhand behalten.

Im Radrensport stehen mehrere Ereignisse von großer Bedeutung auf dem Programm. In erster Linie ist die 5005 Kilometer lange Radfahrerfahrt Wien-Berlin zu nennen. Die bereits am Samstag früh gestarteten Amateure und Berufsfahrer treffen nach ca. 24stündiger Fahrt gegen 6 Uhr morgens am Ziel in Mariendorf ein. Ebenfalls in der Reichshauptstadt gelaufen das Große Kolonnen-Rad zum Austrag, in welchem der deutsche Meister Saldow auf der Berliner Olympia-Bahn auf Janke, Stellbrink, Thomas und Reitelbeck trifft. Sonst finden nur noch in Mainz, Breslau und Weihenfeld kleinere Rennen statt. — Im Auslande nimmt auf der städtischen Bahn zu Paris Vincennes das Meeting des Großen Radfahrers-Premies für Jleger seinen Anfang, bei dem die beiden deutschen Jleger Stabe und Padebusch beteiligt sind. In Antwerpen trifft der Deutsche Appelhaus auf den Franzosen Darragon und die Belgier Vinart und Lunden. Auf dem Brüsseler Kartvels-Belodrom wird der Vol d'Or, ein 100 Kilometer-Mannschafts-Rennen mit Tandemführung ausgetragen.

Die Olympischen Kämpfe im Deutschen Stadion verammeln die Athleten aus dem Reiche in Berlin, um hier zu zeigen, welche Fortschritte die sportliche Bewegung in Deutschland genommen hat. Neben leichtathletischen Konkurrenz finden solche im Schwimmen, Radfahren und Schwerathletik statt.

Auf fußballsportlichem Gebiete fällt in Berlin die Entscheidung der Militär-Meisterschaft des Gardekorps. Es stehen sich der vorjährige Meister, das Königin Elisabeth-Garde-Grenadier-Regiment und das Garde-Schützen-Bataillon gegenüber.

Von den Ruder-Regatten ist die Veranstaltung in Strahburg, wo der Grassopper-Club Zürich wiederum mit dem Mainzer Ruder-Verein zusammentrifft, die bedeutendste. Sonst finden noch Regatten in Berlin, Bremen, Magdeburg und Essen statt.

Stall Oppenheim.

Die Gewinnsumme des Freiherrn E. A. von Oppenheim hat nach dem großen Erfolg von „Dolomit“

baden — muß sich der Bild eines jeden Vorübergehenden auf das eigenartige Bauwerk heften, und durch diese Bauart (Kuppelbau) gewinnt die Kirche an Interesse. Von den vielen hundert von Ausflüglern, die an Wochen- und Sonntagen nach dem idyllisch im Tal gelegenen Nauort pilgern, um dort Ruhe und Erholung zu suchen, wird die Nauort Kirche nach innen und außen in großer Zahl bewundert. Einfach und schmucklos, aber geradezu überwältigend durch seine Größe, steht dieses Denkmal alter Baukunst mitten im Getriebe rüstiger Arbeit. Jedes Stüchchen im Innern des Gotteshauses redet eine deutliche Sprache aus der Vergangenheit und wenn von der Empore herab am Sonntagmorgen die Weisen unserer alten Kirchenlieder ertönen, dann geht es einem aus Herz und Seele, als wollten die Töne der altmodischen Kirchenorgel jedem draußen Vorübergehenden zurufen: „Wandere, siehe still vor diesem Zeugen der Vergangenheit!“ Eine gründliche Renovation der Kirche von außen u. innen wäre aber dringend notwendig, denn namentlich im Innern wirkt die Kirche nichtern. Früher waren die Kuppel und die Fenster der Brüstungen bemalt. Leider sind diese wundervollen Malereien, von denen auch der Chronist berichtet, Mitte des vorigen Jahrhunderts beiseite geworfen. — Es war am 4. November 1724, als sich die Gemeinde Nassau in einer Eingabe vorstellend an das Konsistorium um Beihilfe zum Bau eines Kirchenkleins wandte, die in Form einer Kollekte bewahrt werden sollte. Das Konsistorium sagte eine pekuniäre Unterstützung zu, lehnte jedoch eine Kollekte außer Landes ab. Privatim aber durfte gesammelt werden. Das Antwortschreiben der Kirchenbehörde gab der Gemeinde eine Erinnerung mit auf den Weg, nämlich, die „in Zukunft zu dergleichen milden Taten sich mildtätiger als bisher zu erweisen“. Eine ähnliche Eingabe ging an den Kaiser ab. Das alte Kirchenklein wurde als ganz baufällig bezeichnet, auch die Witte, die man hinsichtlich einer Kollekte, beim Konsistorium vorgebracht hatte, wiederholt. Nassau hat also bereits eine Kapelle befestigt. Sie stand auf dem heutigen Friedhof, in dessen Nähe vor dem dreißigjährigen Krieg das Dorf Nauort gelegen haben muß. Näheres hierüber war in den Akten nicht zu finden. Da diese Eingabe ohne Erfolg geblieben war, wurde am 20. Januar 1727 — also nach drei Jahren — wiederum ein Gesuch an das „hochwürdigste Nassau-Adeliche Konsistorium“ gerichtet. Aber auch diese Eingabe blieb unbeantwortet liegen. Der Refer

Musterkultiges; ebenso das Orchester. Weniger bewährte sich diesmal der Chor. Sowohl die Herren Graßlitter, deren „Jugendliche Reine“ namentlich im letzten Akte ganz bedenklich zu wünschen übrig ließ, wie auch der auf der höchsten Empore postierte „Knobenschor“ fanden nicht auf der sonst üblichen und durch die Bedeutung des Werkes gebotenen Höhe. Die längere Beurlaubung des augenblicklich in Bayreuth tätigen Herrn Kapellmeisters Rothber machte sich eben in ziemlich empfindlicher Weise geltend. Recht hübsch war die „Blumenmädchenszene“, obwohl auch hier das Fehlen des — wie wir hören — gleichfalls nach Bayreuth beurlaubten Fräulein Frid teilweise recht schmerzhaft empfunden wurde. — Die Haltung des Publikums, das den Vorgängen auf der Szene bis zum Schluß in sichtbarer Spannung und mit unermüdetem Interesse folgte, war geradezu musterhaft. Ein erneuter Beweis dafür, daß das Verständnis für die gewaltigen Tonhörsungen H. Wagners längst auch in denjenigen Kreisen Eingang gefunden hat, denen ihre soziale Stellung — auf gut deutsch: ihr Geldbeutel — bisher nicht gestattet, sich in dem allein lebenswichtigen Kunsttempel von Bayreuth die nötige Begeisterung zu holen.

Kurtheater. Wiesbaden, 27. Juni. Der gestrige Einakterabend wurde mit einem Schwan von H. Reidhardt, „Weiberrätsel“, eingeleitet, den Abiluf bildete eine Groteske von Ludwig Huna, „Der Herr mit der langen Nase“. Handelte das erste Stück, das eines vikanten Reizes nicht entbehrt, von Milt und Liebesneugier, von einem schüchternen Gemann und einer scheinbar unnahbaren Frau, die sich u. a. in dem weiten Auspruch gefällt: „So seid ihr Männer alle. Ihr liebt nicht die Frau, sondern die Illusion, die ihr euch über sie macht“, so war die Groteske ein eigenartiges Machwerk, bei dem es sich um einen Verbrecher und einen Auf den Lippen einer schönen Frau dreht. Im „Weiberrätsel“ machten sich Direktor Hans Sonnenenthal (Luh) und Beate Seldorf (Cleo) sowie Hans Werner und Sabine Hildebrandt (das ungleiche Ehepaar) um die Aufführung verdient. „Der Herr mit der langen Nase“ fand durch Beate Seldorf (Witwe), Hans Sonnenenthal in der Titelrolle sowie Hermann Blak und Anton Vagner eine befriedigende Darstellung. — Aber Herr Regisseur, der große Wandviertel im Schlußstück bedürfte dringend einer gründlichen Reinigung!

Umrechnung: Pf. St. = M. 20.40. || Fr., Lire, Peseta, Lei = M. 0.80. || Oest. fl. (Gold) = M. 2. || 1 öst. fl. (Whrg.) M. 1.70. || 1 öst.-ung. Krone = M. 8.25. || 1 skand. Krone M. 1.12^{1/2}.
1 fl. holl. = M. 1.70. || 1 alt. Grbl. d. = M. 3.20. || 1 Rbl. alt. Kred. Rbl. = M. 2.16. || 1 argt. Goldpesa = M. 4. || 1 argt. Papierpesa = M. 1.75. = 1 Doll. = M. 4.20.

Alle Drucksachen für Bankgeschäfte in sauberer Ausführung liefert umgehend die Buchdruckerei der Wiesbadener Verlags-Anstalt G. m. b. H., Nicolaisstrasse



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 39.

Wiesbaden, den 28. Juni 1914.

2. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Frauenbewegung und Ritterlichkeit“, von Grete Meisel-Hess. — „Der junge Mozart und der junge Wagner“, von Dr. Edgar Hfel. — „Die Reichspost im alten Reich“, von A. v. Gremil. — „Weiterleuchten“, ein Nachspiel von H. Böck. — „Im Stahlwert“, Novelle von Fritz Müller. — „Der erste Torpedoangriff auf Fort Arthur“, von Kommandant Chesibo Titovara (Schluß). — „Bilderbogen fürs Haus“. — „Eustige Ede“.

Zum Geleite:

Man findet eine geistige Richtung und Bewegung an, wenn man ihr überlegen ist und ihr Ziel mißbilligt, oder wenn ihr Ziel zu hoch, und unserem Auge unerkennbar, also wenn sie uns überlegen ist. So kann dieselbe Partei von zwei Seiten aus, von Oben und von Unten her, bekämpft werden; und nicht selten schließen die Angreifenden aus gemeinsamem Haß ein Bündnis miteinander, das widerlicher ist als alles, was sie hassen.

Niebsche.

Frauenbewegung und Ritterlichkeit.

Von Grete Meisel-Hess.

Diese beiden Begriffe werden vielen Leuten, die sich über Zeitströmungen nur oberflächlich zu unterrichten pflegen, als einander ausschließend erscheinen. Denn der Begriff der Ritterlichkeit wurzelt in der Tatsache, daß das stärkere Geschlecht dem schwächeren freiwillig in zarter Unterwerfung zu Füßen legt, und ein „schwächeres Geschlecht“ werden heute viele nicht gelten lassen. In der Ritterlichkeit haben wir ein kulturelles Ideal, in diesem Prinzip ist die Wurzel aller Kultur verborgen. Denn hätte es nicht in der Geschichte der Menschheit Gestalt gefunden, so wäre die Kreatur niemals über den Zustand, daß der Stärkere den Schwächeren vergewaltigt, hinausgekommen... Die Vorsorge des Mannes für das Weib ist tief begründet durch die leichtere physische und seelische Verletzlichkeit und Zerstörbarkeit der Frau, durch ihre biologische und wirtschaftliche Schwäche, durch ihr bedeutend verfeinertes und daher leichter verletzbares Gefühlsleben, und an diesem Standpunkt muß unter allen Umständen und bei allen Veränderungen der Lebensformen und vor allem angesichts der Frauenbewegung festgehalten werden.

Gerade in der Frauenbewegung aber wurden öfter Stimmen laut, die die Ritterlichkeit und die ihr verwandten, zum Teil aus ihr stammenden Verkehrsformen (die besondere Höflichkeit des Mannes dem Weib gegenüber, das Erweisen kleiner Dienste und so weiter) für überflüssig, ja dem „freien“ Weibe gegenüber für beleidigend erklärten. Welch ein Trugschluß! Denn mag die Frau Unabhängigkeit aller Art gewinnen, mag sie wirtschaftlich durchaus auf eigenen Füßen stehen — übrigens wird es immer Zeitabschnitte in ihrem Leben geben, in denen sie als Erwerbende hilflos ist, weil sie ihre Kräfte als Mutter verbraucht — in zwei Beziehungen bleibt sie die Schwächere: organisch-physisch und in ihrem Gemütsleben. Der weibliche Organismus ist

durch seinen Bau, der vor allem auf die Zwecke der Mutterschaft eingerichtet ist, weniger strapazensfähig, als der des Mannes. Soviel auch durch tüchtige Körperkultur hier an Ausgleich zu erreichen ist — ein letzter Rest bleibt doch. Besonders verletzlich und zerstörbar, und gerade durch den Mann, bleibt aber die Frau in ihrem Gemütsleben. Sie mag sich in wundervollster Weise zu einem ganz freien Menschen entwickelt haben, und so, in voller Freiheit, dem Mann im Lebensspiel und Lebenskampf entgegentreten — hat sie sich einmal weiblich ergeben, so steht sie, wenn sie eine echte Frau ist, nicht mehr wie vorher, „über der Situation“, sondern sie ist unfrei geworden — in natürlichstem Sinn. Hier haben wir den tiefen Sinn der Tragödie der Amazone. „Brünhilde bin ich nicht mehr“, klagte die Walküre, da ihr Siegfried die Brünne sprengte. Die wehrhafte Kampfungsfrau ist sie nicht mehr, sie ist ein liebendes, weiches und darum in gewissem Sinn abhängiges Weib geworden. Sie ist abhängig, wie man es durch die Liebe wird; das heißt zerstörbar oder tödlich zu verwunden durch Rauheit, Vernachlässigung oder Gleichgültigkeit des Mannes. Während er nach der Vereinigung sich als der Erlöste fühlt, ist über das Weib das Bangen und die Sehnsucht gekommen. Und hier muß die Ritterlichkeit des Mannes einsetzen. Hier bleibt sie ein ewiges Bedürfnis, ein ewiges, erhabenes Ideal aller echten Kultur. Die Liebe des Weibes nicht zu mißbrauchen, ihr weiches Herz immer mit ehrfürchtigen Händen anzufassen, sich ihr, gerade weil sie die Schwächere ist, in zarter Unterwerfung hinzugeben, das ist die echte Ritterlichkeit, die durch keinerlei Frauenbewegung jemals überflüssig wird. In einem Buch über die freieste und emanzipierteste Frauenart, über die Amerikanerin, berichtet der Autor über die mittelalterliche Ritterlichkeit, wie sie zum Beispiel zur Zeit des Minnedienstes

ihre höchsten Blüten trieb: „Es erwächst im Manne die Ahnung, daß das, was er schützt, mehr wert sein muß als er selbst; denn würde er es sonst oft mit Gefahr seines Lebens schützen?“ Gewiß, diese Art Ritterlichkeit wurde vor allem in der Tatsache, daß der Mann viel unmittelbarer in den rauen Lebenskampf gestellt war und darum in dem stilleren, zentralisierten, im gewissen Sinn vornehmeren Weibesein eine Lebensform sah, in die ihm, wie in einem magischen Kreis, alles innerliche Geistige und Zarte gebannt erschien; und dieser innerlichen Konzentriertheit, die das ruhsam lebende Weib vererben konnte, galt seine Huldigung. Hier haben wir auch den Grund der wenig bekannten Tatsache, daß der edle Orientale, der bessere Muselman, seine Haremsblume, gerade weil sie so still und geborgen für ihn nur blüht, für ihn nur duftet, zumeist aufs innigste verehrt und sie durchaus nicht wegwerfend behandelt, wie man im Abendlande zumeist glaubt.

Je mehr zwischen dem auf Kampf gestellten, nach außen gerichteten Dasein des Mannes und dem Leben der Frau ein Ausgleich einsetzte — den die veränderte Weltwirtschaft mit sich brachte —, desto mehr konnte auch das Ideal der Ritterlichkeit in Vergessenheit geraten. Höchstens in den oberflächlichen Formen der Galanterie blieb noch ein schwacher Abklatsch davon übrig. Aber auch hier ist ein Trugschluß. Denn gerade die lebensfreiere, die geistig hochentwickelte Frau wird immer ein magischer Akkumulator gerade der innersten Lebenskräfte bleiben. Der hochbegabte und aktive Mann wird sich zumeist, verglichen mit der begabten Frau, weit mehr im äußerlich Sinnfälligen betätigen als sie, die ihr Stärkstes aus dem Innersten holt. Und wenn er fähig ist, diese geheimnisvolle Magie zu erkennen, dann wird er sich ihr beugen. Dazu kommt noch die natürliche Verehrung, die der von Natur aus freiere dem an schwere Gattungsdienste gebundenen, zur Mutter schaft bestimmten Geschöpf zollt, das, mag es nun Mutter werden oder nicht, doch einen großen Teil seiner Kräfte eben an sein Geschlecht abgeben muß. Auch gilt die Huldigung des freien, weitschauenden Mannes unserer Zeit nicht mehr einem passiven Götzenbild wie einst. Sehr trefflich erkennt der genannte Autor, daß gerade durch die freiere menschliche Grundlage, auf die heute das Verhältnis der Geschlechter gestellt ist, die Möglichkeiten einer Steigerung und Verehrung durch die feinsten geistigen Werte gegeben ist. Ein weit soliderer Boden der Wertschätzung entsteht dann für das, was, in einem höheren und feineren Sinn, weiblich ist. Tatsächlich sind hier die Möglichkeiten einer Kontrastwirkung gegeben, die es für die Frau, die innerlich und äußerlich gleich passiv bleibt, niemals gab. Voraussetzung ist natürlich, daß es sich um eine wirklich weibliche Frau handelt, die keinerlei derb maskuline Manieren und Allüren in ihrem Wesen hat. Der Kontrast zwischen bedeutenden Leistungen und der Zartheit eines Gemüts, das wie eine Lotusblume unter der Berührung des Mannes erzittert, ist eine der wundervollsten ästhetischen Gemütserrungenschaften unseres neuen Lebens. Ich denke an eine Bildhauerin, ein zartes Mädchen, die zwischen ihren gigantischen Steinen wie eine Blume dahinwandelt. Ich denke an eine junge nordische Dichterin, die sich nicht scheute, in die schrecklichsten Abgründe des menschlichen Lebens hineinzuleuchten und dabei im persönlichen Leben von ihrer weichen Frauenart nichts verloren hat. Sollte hier die Ritterlichkeit des Mannes nicht einen noch viel glücklicheren Boden haben als in der bisher gepflegten Tradition? Mit hellseherischer Klarheit hat es ein großer Dichter unserer Tage erkannt, daß der Mann von heute, gleichwie er eine neue und andere Art von Mut braucht als der ehemalige „Ritter“, auch neue weibliche Ideale braucht, um sie zu den Heldinnen seines Herzens zu machen. Maeterlinck sagt in seinem genialen Essay: „Ein Frauenbildnis“ von jenem passiven Bild, das bisher allein als Ideal der Weiblichkeit galt: „Es ist ein inhaltsloses Bild, aus schlafenden Leidenschaften, schlummernden Ruhmestiteln, passiven Bewegungen und negativen Kräften geworden. Es ist feisch, weil es keine Sinne hat, gut, weil es keinem Menschen Schaden tut, gerecht, weil es nicht handelt, geduldig und ergeben, weil

es jeglicher Tatkraft entbehrt, duldsam, weil keiner es beleidigt, und versöhnlich, weil es nicht die Kraft hat, zu widerstehen, mitleidig, weil es sich plündern läßt oder weil sein Mitleid ihm nichts nimmt, treu und aufrichtig, demütig und ergeben, weil alle diese Tugenden im Leeren leben und blühen können“. Und er nennt die bisher als allein weiblich gepriesenen Tugenden „Früchte der untätigen Tugend“, die sich, sobald man das Bild aus seinem Museum ins Leben, in die flutende Bewegung hinausstellt, als Eigenschaften erweisen, die man auch Schwäche, Unterwürfigkeit, Unbewußtheit, Trägheit, Selbstvernachlässigung nennen kann.

Die Tatsache, daß die Jugend von heute und morgen schon durch die ganze Art ihrer Erziehung auf einen Boden gestellt wird, der eine echte, menschliche Grundlage hat, läßt erhoffen, daß die Kluft zwischen den Geschlechtern, in die immer wieder tragische Opfer stürzen, mehr und mehr überbrückt wird. Auch im Gesetz spricht sich die Auffassung eines Volkes in Bezug auf seine Stellung zur Frau aufs deutlichste aus. Es gibt Nationen, in deren Gesetzbüchern das Weib wie mit der Faust behandelt wird — Ueberreste aus rohen Kriegs- und Feudalzeiten. Andere, in denen die Ritterlichkeit des stärkeren Geschlechts sich aufs deutlichste auspricht. Das amerikanische Recht, besonders die Gesetze des Staates Newyork, stehen hier an der Spitze. In Amerika hat sich der Frauenkult nach der unrichtigen Seite ausgewachsen. Ich hörte aus dem Munde eines Amerikaners einmal das Bekenntnis, daß er niemals eine Landsmännin heiraten würde. „They are too exacting“, lautete die Begründung. Diese anspruchsvolle Art, den Mann auszubeuten, ist in der Tat weder ästhetisch noch sittlich, noch weiblich überhaupt. Bei den kleinen Diensten der Ritterlichkeit ist nach unserem Ermessen das Entschiedenste darin zu suchen, ob diese Handlungen im Bewußtsein ihres Sinnes oder ob sie rein automatisch vollführt werden. Nur wenn jeder kleine Ritterdienst auch mit Bewußtsein erwiesen wird, belebt von einem inneren Gefühl, hat er Wert. Im geselligen Leben wird dem Weib, das sich die Ursprünglichkeit seiner Natur bewahrt hat, wohl, solange es Kultur überhaupt gibt, ein bevorzugter Rang gesichert bleiben, und die Verdrängung der Frau in die zweite Rolle wäre ein sicheres Zeichen der Entartung.

Für ewig unentbehrlich wird die Huldigung und Anbetung des Mannes der Frau gegenüber dem schaffenden Künstler bleiben, und die bildende Kunst unserer Tage, Malerei und Plastik, hat sich die Bewußtheit für dieses Ideal viel deutlicher bewahrt als die Dichtung. Und wenn wir uns über so manche unliebsame Verkehrtheit im öffentlichen Leben geärgert haben, können wir uns an den aus natürlichsten Ahnungen erwachsenen Werken der Kunst wieder davon erholen. Das Bewußtsein, daß die freiwillige Beugung des Starken vor dem Schwächeren ein ewiges Sehnsuchtsziel des Mannes selbst ist, wird an dem Anblick dieser Werke immer wieder deutlich.



Der junge Mozart und der junge Wagner.

Von Dr. Edgar Istel.

Berühmt ist der Ausspruch des einst von Europa verachteten Opernkomponisten Joh. Adolf Hasse, der über den jungen Wolfgang Amadeus Mozart die Prophezeiung sprach: „Dieser Knabe wird uns alle in Veressenheit bringen“. Unheimlich früh waren die ersten musikalischen Regungen Mozarts, des größten Musikgenies, das die Welt je gesehen, aber diese anormale Frühreife hat leider der göttliche Genius mit einem allzu frühen Tode süßnen müssen. Schon als dreijähriger Knabe setzte sich Jung-Wolfgang ans Klavier und unterhielt sich mit dem Zusammenhaken von Terzen, worüber ein Freund des Hauses, der Musiker Schachtner, berichtete: „Sobald er mit der Musik sich abzugeben anfing, waren alle seine Sinne für alle übrigen Geschäfte soviel als tot, und selbst die Kinderreigen und Tändelspiele mußten, wenn sie für ihn interessant sein sollten, von der Musik begleitet werden; wenn wir, er und ich, Spiel-

zeuge zum Tändeln von einem Zimmer ins andere trugen, mußte allemal derjenige von uns, der leer ging, einen Marsch dazu singen und zeigen. Vor dieser Zeit aber, ehe er die Musik anfing, war er für jede Kinderei, die mit ein bißchen Wis gewürzt war, so empfänglich, daß er darüber Essen und Trinken und alles andere vergessen konnte." Und ähnlich schreibt der Vater: „Als Kind und Knab' warst Du mehr ernsthaft als kindisch, und wenn Du beim Klavier saßest oder sonst mit Musik zu tun hattest, so durfte sich niemand unterstehen, den mindesten Spaß zu machen. Ja, Du warst selbst in Deiner Gesichtsbildung so ernsthaft, daß viele einsichtsvolle Personen wegen dem zu früh aufkeimenden Talente und Deiner immer ernsthaft nachdenkenden Gesichtsbildung für Dein langes Leben besorgt waren."

So also hatte der Dämon der Tonkunst schon früh Mozarts Herz erobert, und erst der reifere Mann gewann wieder jene Freudezeit zurück, die das Tonspiel als ein Spielen mit den Tönen erscheinen ließ. Vier Jahre alt, erhielt Mozart bereits Klavierunterricht, im fünften Jahre komponierte er kleine Klavierstücke, die der Vater aufzeichnete, im sechsten Jahre spielte Mozart bereits außer Klavier noch Orgel und Violine, und im gleichen Jahre erschienen seine ersten Kompositionen, Sonaten für Klavier und Violine, im Stich.

Aber nicht alle Kinder sind kleine Mozarts; selbst die anderen großen Meister der Tonkunst erreichten nicht bei weitem die frühe, man kann wohl sagen, unnatürlich frühe Entwicklung Wolfgang's. Immerhin bekunnt Beethoven in der Vorrede zu seinen ersten Klavierkonzerten, daß mit dem vierten Jahre bereits die Musik die erste seiner jugendlichen Beschäftigungen wurde.

Gerade dieses vierte Jahr aber ist, wie neuere Forschungen eines Arztes (Dr. Oswald Reiss, „Studien über die Genealogie und Psychologie der Musiker") gezeigt haben, für die Entwicklung des Kindes von außerordentlicher Bedeutung; in diesem Alter vor allem pflegt der Toninn zu erwachen. Wie er sich dann weiter entwickelt, ist freilich Sache der individuellen Begabung, und darum sollten z. B. Eltern, deren Kinder erst verhältnismäßig spät Zeichen musikalischen Interesses von sich geben, nicht gleich an dem Musikstinn ihrer Sprößlinge verzweifeln. Vielleicht wäre es freilich, den Kindern eine musikalische Erziehung aufzwingen zu wollen in einem Alter, in dem sie noch keinerlei musikalische Regungen zeigen.

So sehr sich auch der Musikstinn durch Übung erziehen und vervollkommen läßt, so sollte man doch von jederlei Zwang absehen. Es könnte einem Kinde sonst ergeben wie E. T. A. Hoffmanns „Musikfreund", der in Wirklichkeit ein enthusiastischer Musikfreund ist, dem aber durch eine unangelegene Erziehung die lieblichsten aller Künste vererbt wurde.

Mir ist so mancher Mensch begegnet, der klagte, nur durch die pedantische Art seines einstigen Klavierlehrers sei ihm ein für allemal die Lust an der Musik so gründlich benommen worden, daß er vieler, vieler Jahre bedurfte, um wieder einigermaßen Geschmack an ihr zu finden. Geht es uns allen doch so mit Homer: erst wenn wir die Torturen unserer Gymnasialjahre längst vergessen haben, gelinzt es uns, zum Genuß des größten Epikers aller Zeiten und Völker zu gelangen.

Darum rate ich: man malträtire kein Kind mit Musik, das nicht ein inneres Verlangen danach trägt; man schide es aber in gute Konzerte und in leichtere Opern, die, wie „Hänsel und Gretel" oder „Die Zauberflöte", ihrem Stoff nach dem kindlichen Verständnis entsprechen, das übrige wird sich dann leicht von selbst finden. Eines Tages wird schon der Wunsch erwachen, ein Instrument zu spielen oder — noch besser — selbst zu singen.

Man bedenke eben, daß es nicht nur eine musikalische Frühreise, sondern auch eine musikalische Spätreise gibt. Richard Wagner ist wohl das am meisten bezeichnende Beispiel für die überaus späte musikalische Entwicklung eines Genies. Wagner war, wie er selbst erzählt, bereits neun Jahre alt, ohne daß er Musikunterricht gehabt hätte, während seine beiden Schwestern, denen er zuhörte, Klavierunterricht erhielten. Endlich bekam er von einem Hauslehrer, der ihm den Cornelius Nepos explizierte, auch ein paar Klavierstunden. Kaum war jedoch Wagner über die ersten Fingerübungen hinaus, als er sich heimlich, ohne Noten, die „Freischütz"-Ouvertüre einstudierte. Der Lehrer meinte, der Lehrer habe recht gehabt, denn Klavierspielen lernte der künftige Schöpfer des „Tristan" niemals; der junge Wagner spielte mit dem greulichsten Fingersatz auf eigene Faust besonders Mozart-Quartette leidenschaftlich. Elf Jahre alt, wollte er noch Dichter werden, dreizehnjährig, versuchte Wagner, Musik zu einem seiner Trauerspiele zu schreiben, und erst im 16. Jahre brach eine solche Leidenschaft zur Musik durch, daß man beschloß, ihm Kompositionsunterricht geben zu lassen. Auch hier ging es zunächst sehr schlecht: phantastische Ideen, aus der Lektüre E. T. A. Hoffmanns entlehnt, spukten ihm im Kopfe, sodaß auch dieser Lehrer wiederum erklären mußte, aus dem jungen Wagner werde nichts Gefekeltes!

Erst Theodor Weinlig, dem Thomaskantor, gelang es, den bereits 19jährigen jungen Mann zum Musiker zu erziehen, und von nun an datiert Wagners unaufhaltsame musikalische Entwicklung, die sich allerdings so langsam vollzog, daß noch der 30jährige Meister im Zweifel war, ob er wirklich „das Zeug zu einer höchsten künstlerischen Individualität besäße".

Bei Wagner ist deutlich ersichtlich, welche bedeutende Rolle die Zeit der Pubertät für die musikalische Entwicklung spielt: jene gewaltige Gefühlsrevolution, die das Erwachen des Geschlechtstriebes mit sich bringt, öffnet die Schlossen des Unterbewußtseins, dessen ungeheure Kräfte sich — beäugend oder vernichtend — über das Seelenleben des jungen Menschentums ergießen.

Da bedarf es aller Sorgfalt und liebevoller Aufmerksamkeit, damit die dunklen Gewalten ins rechte Strombett geleitet werden. Doch der Erfolg wird die Mühe lohnen. Meint doch Goethe einmal in den „Maximen und Reflexionen": „Wer viel mit Kindern lebt, wird finden, daß keine äußere Einwirkung auf sie ohne Gegenwirkung bleibt. Die Gegenwirkung eines vorzüglich kindlichen Wesens ist sogar leidenschaftlich, das Einwirken leichtig."



Die „Reichspost" im alten Reich.

Von A. v. Eremit.

Es sind jetzt vierhundert Jahre, daß die ersten auf Einrichtung eines staatlichen Postwesens gerichteten Bestrebungen in Deutschland sich geltend machten; sie fallen in die Jahre 1513 und 1514.

Nachdem ein Sproß des mailändischen Geschlechtes Tassis eine nur den Bedürfnissen des Wiener Hofes dienende Botenverbindung in Tirol mit dem Sitz in Innsbruck bereits zehn Jahre lang, von 1450 bis 1460, unterhalten hatte, regte einer seiner Nachkommen, Franz Tassis, 1513 beim Kaiser Maximilian den ersten Gedanken an, zwischen Wien und Brüssel eine regelmäßig fungierende reisende Post einzurichten. Auch eine Verbindung nach Paris und Spanien sollte, hieran anschließend, ins Leben gerufen werden.

Bisher hatte man in Deutschland nur eine Art Botenwesen gekannt, das besonders von den Reichs- und Hansestädten, wie Nürnberg, Köln, Augsburg, Bremen in umfangreicher Weise unterhalten wurde und wobei jedermann Gelegenheit fand, wöchentlich abgehenden Fuhrern oder Schiffen Sachen mitzugeben. An kleineren Orten bediente man sich reisender Handelsleute, namentlich aber der Metzger, die den Viehkauf betrieben, um ihnen Briefbesorgungen zu übertragen. — In Frankreich war dagegen schon seit 1464 ein beständiger, durch königliches Dekret errichteter Postdienst im Gange, den Regierungsboten, die über das ganze Land verteilt waren, verrichteten. Auch Spanien besaß bereits eine ähnliche, der Briefbeförderung dienende Einrichtung.

Die vor vierhundert Jahren von Franz Tassis dem Kaiser gemachten Vorschläge fanden dessen Billigung. Die Briefbesorgung sollte darnach eine für die damaligen Verhältnisse ungekannt schnelle werden; von Brüssel bis Innsbruck, wo sich des Kaisers Hoflager am häufigsten befand, waren 5 1/2 Tage, von Brüssel nach Paris 44 Stunden, nach Spanien, nach Toledo, 12 Tage in Aussicht genommen. Den „reitenden Boten des Tassis" wurde das Privilegium erteilt, die Staaten der deutschen Reichsstände, ohne Rücksicht auf ihre Sonderrechte, bei Tag und bei Nacht durchzu-eilen und deren Briefschaften mitbesorgen zu dürfen. 1516 erhielt Franz Tassis seine Bestallung als Postmeister des Kaisers und in demselben Jahre erwirkte er auch schon die Ausdehnung seiner postalen Verbindungen über Verona und Rom bis Neapel. Hundert Jahre später erreichte es Camorla von Tassis, der unter dem Namen Thurn und Taxis mit dem Freiherrentitel naturalisiert wurde und dessen Familie durch den Postbetrieb, dessen reine Ueberschüsse Ende des sechzehnten Jahrhunderts sich jährlich bereits auf weit über hunderttausend Dukaten beliefen, schwer reich zu werden begann, daß ihm das Reichsgeneralspostmeisteramt „als

ein neu eingesetztes Regal für sich und seine männlichen Erben zu Lehn" verliehen ward. Als Folge dieser Belehnung wurde die Einführung einer dem ganzen Reiche dienstbaren und von ihm anerkannten Reichspostverwaltung ins Auge gefaßt.

Dieser Absicht stellten sich jedoch, dem Geiste des damaligen Deutschlands ganz entsprechend, unüberwindliche Schwierigkeiten in dem partikularistischen Verhalten der mächtigsten Reichsstände entgegen, die allen vom Kaiser ausgehenden Neuerungen stets opponieren zu müssen glaubten. Während zweier Jahrhunderte dauerte der Widerstand gegen die Durchführung einer Reichspostverwaltung. So hinderte der Große Kurfürst den Durchgang der Tagis'schen Posten durch seine Staaten und protestierte dagegen für alle Zeiten im Jahre 1639, indem er darauf hinwies, daß er eigene Posten in seinen Ländern angelegt habe. Wenige Zeit darauf nahm auch Kursachsen das Postwesen als ein „landesherrliches Regal“ für sich in Anspruch. Und merkwürdig war es und bezeichnend für die Willkür, mit der man sich zu jener Zeit über Verträge hinwegzusetzen wußte, daß das Haus Oesterreich in seinen Erblanden, ungeachtet der von ihm geschaffenen Tagis'schen Reichspost, Territorialposten durch den Grafen Paar einrichten ließ und seiner Familie ein hierauf bezügliches Privileg verließ, ohne sich dabei zu scheuen, die Oborgkeiten der anderen deutschen Territorien — das Reich bestand damals aus nicht weniger als zweitausend „souveränen“ Regierungen — von der Einführung selbständiger Posten abhalten und zur Anerkennung der „Reichspost“ zwingen zu wollen.

Mitte des 17. Jahrhunderts wurde es mehr und mehr gang und gäbe, daß die Fürsten und Städte Postkonzessionen an den Meistbietenden erteilten, u. a. 1640 der Herzog von Braunschweig an einen Hildesheimer Kaufmann Hinüber und noch 1765 der Kurfürst von Hessen gegen ein jährliches Pachtgeld von 11 000 Talern an den Kasseler Bürger Udermann. Demgegenüber hörte das Haus Tagis nicht auf, sich auf das zu seinen Gunsten erlassene kaiserliche Generalpostpatent zu berufen und zu der sonderbarsten Beweisführung zu greifen, um den Nachweis zu liefern, daß das Postregal ein kaiserliches Reservatrecht sei und nur dem zukomme, dem es der Kaiser ausdrücklich übertragen habe. Schon das römische Recht enthalte Verordnungen der Cäsaren, laut welchen das Postregal — in Wirklichkeit hatte es sich im römischen Reich nur um eine Art Vorspann gehandelt — eine dem Kaiser vorbehaltene Gerechtsame bilde. In Rom und später in Byzanz erlassene Verfügungen seien aber auch für das Deutsche Reich als bindend zu erklären, da sein Oberhaupt als Nachfolger jener alten Imperatoren anzusehen sei! Eine Folgerung, die zu jenen Zeiten nicht selten gezogen zu werden pflegte. Daß die Familie Tagis, die bis zur fürstlichen Würde hinaufgestiegen war, aber trotzdem mit ihrer Lage wohl zufrieden sein konnte, erhellt daraus, daß der ihr im 18. Jahrhundert aus den reichsständischen Territorien Süd- und zum Teil Mittel-Deutschlands unterhaltenen Posten zufließende Ueberschuß auf eine Million Taler jährlich geschätzt wurde.

Der im Jahre 1803 erfolgende Zusammenbruch und die Auflösung des Deutschen Reiches ließ auch sämtliche Tagis'sche Rechte hinfällig werden. Nur einzelne der zur unumstrittenen Postsoveränität gelangten Staaten gestatteten noch gegen Pachtzahlung ihre Aufrechterhaltung. In Württemberg wurde z. B. erst 1851 die Tagis'sche Postverwaltung gegen 1½ Millionen Gulden Abfindung abgelöst, in Hessen-Darmstadt, Nassau, Frankfurt, Kurhessen und den thüringischen Staaten bestand sie bis 1866, wo der Betrieb von Preußen übernommen wurde, das 3 Millionen Taler Abfindungsgeld dafür zahlte.

Wenige Jahre später, nach dem Verschwinden der letzten Ueberbleibsel dieser noch an das alte römische Reich deutscher Nation gemahnenden Institution erstand die neue deutsche Reichspost als eine in vorbildlicher Weise verwaltete, den Verkehr und den deutschen Einheitsgedanken in unvergleichlicher Art fördernde Anstalt.

Wetterleuchten.

Ein Nachstück von Hermann Böns.

Der Kautz, der unter meinem Fenster auf der Laube sitzt und laut rief, weckte mich.

Schwer und schwül ist die Luft, die mir in das Gesicht fällt, wie ich mich hinauslehne. Dort hinten über den Wiesen leuchtet es ein um das andere Mal rot auf und weist mir den scharfen Umriss des fernen Waldes für einen Augenblick.

Drei Nachtigallen schlagen laut um die Wette, und in dem Weidenbusch am Teiche sinat der Sumpfrohrsänger sein verträumtes Lied, in das er allerlei schnurriges Geschwätz hineinmischet. Laut ruft der Waldkauz wieder in dem blühenden Kastanienbaum. Die Frösche quarren, was sie nur können. Ein ganz alter Vorsänger überläßt sie alle miteinander durch sein mederndes Gelächter. Ab und zu prahlt eine Wildente im Möhrich.

Bei dem flackernden Lichte der Wachskerze, um die allerlei Mücken und Motten einen lustigen Tobestanz vollführen, ziehe ich mich notdürftig an. Ein großer, brauner Nachtfalter kommt in das Zimmer hereingeschwebt, fährt gegen den Spiegel, klappert mit hastigem Gesatter an ihm empor und kauft Kreuz und Quer unter der Decke her, ab und zu mit dem Kopfe gegen sie anstehend.

Barfuß springe ich zum Fenster hinaus; die kühle Erde erquickt meine Füße. Der blühende Eberscheibbaum leuchtet mir seinen schwülen Bittermandelduft entgegen, und der reine Atem der ersten Rose haucht mich zärtlich an.

Ich höre eine Weile den Fröschen zu, deren verworrenes Geplärre immer noch von dem gellenden Gelächter des alten Vorsängers überhört wird, und dem anpruchsvollen Geflüte der Nachtigallen, bis auf einmal das scharfe Gemeder eines Laubfrosches dazwischen fällt, das sich anhört, als mache er sich weidlich über sie alle lustig.

Quer über den jungen Nasen gehe ich, in dem noch kein bißchen Tau liegt. Glühwürmlarven leuchten grün im moosigen Ufer des Weihers. Die blühende Nieselerde schüttet ganze Bollen von Weihrauch über mich hin. Hart ruft in der Wiege der Nachtelkönig.

Ein Schatten schwebt lautlos über mich hin und bleibt auf der alten steinernen Sonnenuhr haften. Das ist der Kautz. Er dreht den dicken Kopf hin und her und beginnt brünstig zu kullern. Ein anderer Schatten nähert sich ihm, und beide schweben davon, mit den Schnäbeln klappend.

Ein Schrei kommt aus dem Gebüsch, ein langer, schriller Schrei voll Angst und Not. Es ist ein Frosch, den der Fuch oder die Spitzmaus gezwat hat. Häßlich hört er sich an. Und ganz dicht bei mir, in dem Rosenbusch, ist ein dünnes, kläffendes Summen. Da wickelt eine Spinne eine Biene ein.

Alle Bäume und Büsche rühren sich auf einmal, und drüben hinter den Wiesen flammt es öfter auf und heller, so hell, daß ich das ganze Land sehen kann, und ein jedes Mal kommt ein böses Murren und Knurren hinterdrein. Aber die Frösche quarren und die Nachtigallen schlagen weiter und der Sumpfrohrsänger läßt sich von dem roten Scheine und dem schwarzen Gefnurre nicht hören und plaudert alles heraus, was er auf dem Herzen hat.

Ich gehe an das Ende des Teiches und stelle mich in die Wiege hinein, die immer noch ohne Tau ist. Ein schwerer Fied wirft sich hinter mir, daß es laut kläffet, ein Wasserhuhn schreit hell auf, die Spitzmäuse schrillen im Schilf, und scharf ruft an dem Rande der Nachtelkönig immer und immer wieder.

Abermals fährt mir ein Windstoß in den Nacken und wirft Kastanienblüten und Ullmenfrüchte über mich hin. Ein deutlicher Mist erhebt den Himmel und zeigt mir hinter dem Walde da drüben eine kleine weiße Wolke, die gern größer werden möchte; aber der Mond, der über mir hinter dem grauen Dunste steht, leidet es nicht. Immer wieder springt die kleine weiße Wetterwolke in die Höhe, wirft ihm wütende Blicke zu und knurrt ihm dumpfe Flüche entgegen; er aber steigt höher und höher und bucht tiefer und tiefer, soviel sie sich auch wehrt.

Ein Altch schreut vor dem Weidenbüsch; ein Schmalreih fällt ein, und noch eins und ein viertes; hell und tief schmäht es durcheinander. Sie schimpfen gegen das Wetter an, das ihnen die Aefung unfrisch macht. Wie ein grimmiger Hund liegt es da hinter dem Walde und knurrt und murrst vor Gift und Güt, weil es nicht von der Kette los kann. Gellendes Labengestöhne, von der Mühle herhallend, mischt sich in das halb unterbrochene Stuchen des Ferngewitters.

Bereizte große Regentropfen klatschen um mich her. Es riecht streng nach Erde. Die Frösche sind still, die Nachtigallen schweigen und der Sumpfrohrsänger schwatzt nicht mehr. Nur der Kautz ruft noch dumpf und hoch, und unbeimlich unft im Möhrich die Dommel. Ein Kiebitz klagt über die Wiese; ich höre ganz deutlich seiner Schwingen Gefuchtel. Er ärgert sich über die Mehe, die seiner Brut zu nahe kommen, und will sie fortjagen.



Ganz still ist es auf einmal, so still, daß ich es fühle, wie der Duft der Ebereschen und der Geruch des Napiers langsam herangeflossen kommen, und wie das Gras den Atem anhält, um den Regen zu erwarten, nach dem es sich sehnt. Ein Tropfen fällt laut und hart auf die Kastanienblätter, einer in den Weiser, einer auf mein Gesicht, andere auf den Weg, und die Erde seufzt auf, daß ich ihren sehnüchlichen Atem spüre, und es an sehen meine, wie sie auf die Erlösung hofft, die ihr die ferne kleine Wolke dort hinter dem Walde versprochen hat.

Aber die wird kleiner und kleiner und bringt es kaum mehr zu einem bösen Blide; denn mit kaltem Sädeln tritt der Mond aus dem Dunst, und der kleinen Wolke Gekurre verstummt in einem verdrießlichen Murren. Hier und da fällt noch ein verlorenener Tropfen hin, und der Wind, der dem Gewitter entgegenkommen will, macht einen letzten Versuch dazu; doch dann gibt er es auf, und es wird still da hinter dem Walde.

Die Nebelfrauen, die sich vor Angst in das Gras gekauert hatten, richten sich auf, schwingen ihre Schleier und stellen sich zum Reigen hin; der Tau blüht unter ihren silbernen Füßen auf. Ein Rotkehlchen erwacht und beginnt zu singen, der Weißdornbusch schüttelt den Schlaf aus den Blüten und seufzt sich munter, und der Nidderbusch schläft ein.

Die Blumen und Dalmie in der Wiese biegen sich im Tauchschlag; die Luft riecht frisch und kühl. Die erste Ansel meldet sich und vom Dachstuhl krächzt das Rotchwänzchen. Eine Haselin, von fünf Jungen gefolgt, trippelt aher über den Weg.

Das Laub der hohen Silberpappel rührt sich laut in dem herben Luftzuge, der dem Morgenrot vorausgeht. Mit wuchtigem Schwingenschlage schwebt der Storch herbei und läßt sich an dem Nache nieder, starr nach Osten äugend, wo die Sonne rot und rund aufgeht, begrüßt von dem Gezwitscher der Schwalben und dem Geschimpfe der Spaben.

Die Nacht ist zu Ende, der Tag ist da.



Im Stahlwerk.

Novelle von Fritz Müller.

Und nun hatte ihn der Schriftsteller ausgestochen . . . Josef Furrer hielt die gedruckte Verlobungsanzeige in den unbewegten Händen:

Karl Burte

Eise Fröhlich.

Er war mit einem tiefen Atemzuge vom Schreibtisch aufgestanden. An das Fenster seines Arbeitszimmers trat er und sah hinaus.

Die Sonne war schon drunten. Ein rostiges Rot glomm noch da hinten. Fünfzehn große, schlanke Kamine durchschnitten das rostige Rot. Wie riesige Gitterstäbe standen sie da, in einer lautlosen Selbstverständlichkeit.

Es waren seine Gitterstäbe, Josef Furrer seine. Gitterstäbe? dachte er. Waren seine Werke ein Gefängnis? Er ein Gefangener?

Er horchte. Jrgendeine schwere Tür fiel ins Schloß. Ein Kerkermeister war davongegangen. Er war allein in seiner Zelle, in seiner Arbeitszelle. Und in der Hand hielt er das Urteil:

Karl Burte

Eise Fröhlich.

Wie war das alles doch gekommen? Warum stand er nicht auf der weißen Karte neben Eise Fröhlich?

War ihm sonst ein großer Plan mißlungen? Hatte er nicht einen steilen Weg erklimmen, vom Stahlarbeiter heraus? Was für ein dürftiges Kaminlein war da am Horizont gestanden, als seine Stiefel erstmalig eigenen Hüttenboden traten. Das schüchterne erste Milchzähnelein eines Kindes. Und jetzt? Jetzt standen gewaltige Schneidezähne in Reih' und Glied, die Kamine. Und weiter drüben, wo das Sonnenrot aufhörte, das keine Kamine rostig machte, das Sonnenrot aufhörte, wo die Hochöfen standen, jeder von den weiter drüben, wo die Hochöfen standen, jeder von den Sturmhauben von vier Winderhitzern eingeflanzt — das waren seine Malmzähne. Und links und rechts davon die beiden riesigen Fabrikgebäude? Das waren seine Eckzähne. War das nicht ein gewaltiges Gebiß? Ein Gebiß, das ihm im zähen Ringen um die Macht im Stahlgewerbe langsam und stetig gewachsen war. Wer, weitum im Land, hatte

seiner Arbeit solch ein Gebiß in ihren Rachen setzen können? Eines, das im erbarmungslosen Auf- und Nidergehen schon so manchen Wettbewerber zermalmt hatte.

Und sein letzter Wettbewerber, Karl Burte — was hatte sein eisernes Gebiß dem anhaben können? Nichts.

Wettbewerber? Er dachte nach . . . Wo es um Eise Fröhlich ging, versagte seine Stahlwerksmacht. Mit Eisenschritten geht man nicht zur Liebe. Die schwarzen Flatterfahnen der Kamine sind keine Siegesfahnen in dem Land der Liebe. Hochöfen siegen anderswo.

Und dann: hatte er auch recht gewonnen um sie? Das war ja richtig — ein eigentliches Werben war es nicht. Im Theater hatte er sie kennen gelernt. Da hatten ihre Eltern eine Loge neben ihm. Sie sprach so verständig. Garnicht so wie andere junge Mädchen. Das fiel ihm auf, das zog ihn an. Er stellte sie sich vor als seine Frau in seiner Villa draußen. Ja, das ging, da hätte sie sich eingefügt als Stüd von einem anderen Stüd. Sodas es auch ein Ganzes gab. Und dann als Frau in seinem Werk, umgeben von Kaminen, Öfen und Gchämmer? Nein, das ging nicht, da wäre ihre Fröhlichkeit erstickt. Das heißt, es käme darauf an; selber wollte er sich überzeugen. Er lud sie ein zu einem Rundgang in den Werken.

"Später," sagte sie, "später, Herr Furrer."

Dann ließ er's sein. Ein Josef Furrer hat nicht zweimal. Darauf hatte er sich vorgenommen, geradenwegs bei den Eltern anzufragen. Aber da kam der Konkurrenzkampf mit seinem größten Stahlwerkskonkurrenten dazwischen. Den hieß es noch bestehen. Da ging's aufs Ganze. Wenn er den besiegte, dann war sein Lebenswerk gekrönt; dann, erst dann war eine Frau am Platz.

Ein Jahr lang nahm das Ringen um die Vormacht alle seine Kraft und alle seine Interessen fort. Dann hatte er gesiegt. Sein Gegner mußte die Hälfte seiner Öfen niederblasen. Und er, der Josef Furrer, blies die Doppelzahl in seinen Werken an.

Er hatte ihr davon gesprochen in den seltenen Fällen, daß er noch in das Theater kam. Sie nickte und sie sagte:

"Darf ich Sie vielleicht mit meinem Vetter in der nächsten Loge bekannt machen? Der versteht das besser."

"Was ist Ihr Vetter?"

"Schriftsteller, Karl Burte heißt er."

"Schriftsteller verstehen nichts von einem Kampfe in der Eisenindustrie."

"Wer weiß, Herr Furrer. Haben Sie seinen letzten Sozialroman nicht gelesen?"

"Ich lese keine Romane, Fräulein Fröhlich."

"Das ist schade. 'Magnete' heißt das Werk. Die Magnete sind die treibenden wirtschaftlichen Kräfte, die im Kampf und Frieden durcheinanderlaufen und sogenannte Kraftfelder erzeugen, auf denen das Werk erwächst."

"Das sind Worte, Fräulein Fröhlich, keine Taten."

"Auch Worte können Taten sein, Herr Furrer. Es gibt Dichtwerke, die ein Volk mehr verwandelt haben als alle Fabriken der Welt."

Der Stahlmagnat lächelte und wollte etwas Spöttisches erwidern — aber da ging der Vorhang auf zum letzten Akt.

Das war vorgestern. Und morgen früh hatte Josef Furrer zu den Eltern von Eise Fröhlich gehen wollen — ihretwegen. Dazwischen lag die Verlobungsanzeige, die er in der Hand hielt.

"Ausgestochen!" murmelte er, "von einem Schreiber ausgestochen!"

So einer brauchte nur zu kommen und Romane vorzulesen, so gehörte ihm die Rose. Und er, der Josef Furrer, der ein Riesenwerk vollendet hatte, dessen Hämmer weitum im Lande widerhallten — er fiel durch.

Sein ergrautes Haar? Und der andere blond und jung vielleicht? Zum Donner, einer ist so jung, wie er sich fühlt. Und er fühlt noch die Kraft für manchen kühnen Wurf im Stahlgewerbe.

Er sah mit einem letzten Blick durch sein Fenster in die Stahlstadt, die seine Hand regierte, und die jetzt in der Nacht versank. Nur ihr Brausen flirrte noch ans Fenster.

Wenn er jetzt heimging in die leere Wohnung vor der Stadt. Heiß stieg es auf in seiner Brust: Wenn da draußen ein junges Weib auf ihn gewartet hätte . . .

Müde ging er an den Schreibtisch zurück. Da lag ja noch ein Briefchen im Kuvert. Er las:

„Verehrter Herr Furrer! Ich habe mit Ihnen in den Zwischenakten manches gute Wort wechseln dürfen. Dabei habe ich viel gelernt, wofür ich dankbar bin. Da widerstrebt es mir, die Drucksache allein hinausgehen zu lassen. Sie kennen meinen Verlobten noch nicht. Und wenn er auch kein Tatenmensch ist in Ihrem Sinne, so möchte er Ihnen doch mit mir die Hand geben. Sie haben mich einmal zu einem Rundgang in Ihren Werken eingeladen, Herr Furrer. So bitte ich um die Erlaubnis, morgen vormittag mit meinem Verlobten kommen zu dürfen. Nur wenn Ihnen die Zeit nicht recht ist, erbitte ich eine telephonische Nachricht. Wir freuen uns darauf. Ihre herzlich ergebene Eise Fröhlich.“

Josef Furrer lies das Brieflein fallen. Mechanisch ging er ans Telephon. Mechanisch drehte er die Kurbel.

„Hier Amt —, welche Nummer, bitte?“

„Nummer — ah — nein — lassen Sie's gut sein — es ist ein Irrtum!“

„Guten Tag, Herr Furrer — mein Verlobter, Herr Karl Burte.“

Die beiden Herren verbeugten sich leicht. Eise Fröhlich sah den Werksbesitzer hell und erwartungsvoll an. Da konnte der nicht anders — irgend etwas trieb seine schwere Hand in die Höhe. Er reichte sie Herrn Burte.

Nein, ein junger Kasse war der nicht, das sah er. Das war ein gereifter Mann. Einer, der wußte, was er wollte. Beinahe wie ein Ingenieur sah er aus.

Eise Fröhlich las ihm die Gedanken vom Gesicht:

„Aha, Sie dachten,“ sagte sie, „Schriftsteller müßten sehr, sehr lange Haare haben, ein Samtjackett und einen mächtigen Seidenschlips?“

Josef Furrer lachte gezwungen.

„Hm,“ sagte er, „was man so hörte, früher —“

„Früher ja,“ sagte Herr Burte, „früher stimmte dieses Bild. Aber wir Schriftsteller von heute müssen in die Werkstätten der Arbeit gehen — da kann man keine offenen Seidenschlipse brauchen, nicht wahr, Herr Furrer?“

„Allerdings, besser sind die Augen offen,“ sagte Josef Furrer etwas gemessen.

„Und deshalb sind wir zu Ihnen gekommen,“ fiel Eise Fröhlich ein, „wir möchten die Augen offen halten, wenn Sie uns führen wollen. Wollen Sie?“

Aber der Werksbesitzer war schon vorausgegangen, hatte die Tür geöffnet.

„Bitte,“ sagte er und machte eine leichte Handbewegung.

Sie schritten durch das Krafthaus. Ganze Batterien Gaskraftmaschinen standen da. Sie machten einen bescheidenen Kärm. Im Takte folgten sich die Explosionen.

„Woher nehmen Sie das Gas, Herr Furrer?“ sagte der Schriftsteller.

„Von unseren Hochöfen.“

„Aha, die Gichtgase, die früher ungenutzt in die Luft gingen?“

„Allerdings — Sie waren wohl schon auf einer Hochöfenanlage, Herr Burte?“

„Nein, aus Büchern weiß ich's.“

„So, aus Büchern.“

Der Schriftsteller umfaßte mit einem großen Blick die ganze Kraftanlage.

„Sie haben recht,“ sagte er, „kein Buch ersetzt den Eindruck im Betriebe. Hier lebt alles, was dort ein Fossilium ist — Eise, gib auf die Räder acht, die sind kein Freund von Rößen.“

Eise Fröhlich lachte.

„Ich habe meinen Gebirgsboden an,“ sagte sie. Lustig sahen sich die beiden in die hellen Augen. Josef Furrer schaute weg. Es tat ihm weh, wie schmutz und lebensglühend diese beiden vor ihm standen.

(Schluß folgt.)

Der erste Torpedoangriff auf Port Arthur.

Vom Kommandanten des Torpedobootes „Osima“
Ghesibo Kilowara.

(Schluß.)

Diese armen Teufel hatten also keine Ahnung! Sie schienen im friedlichsten Schlummer zu liegen, nachdem sie ihre Abendgebete aufgelegt und ihren Gott angefleht hatten, sie während der Nacht zu schützen. Das Kommandantenboot fuhr plötzlich nach rückwärts, was ich auch tat, bis mich einige leise Piffe an seine Seite beorderten. Nachdem ich meinen Platz innehatte, teilte mir der Kommandant mit, daß er nach der Karte festgestellt habe, daß die „Pallada“ und der „Barewitsch“ für uns am leichtesten anzugreifen seien. Er beschloß, während ich als Erster gegen die „Pallada“ einen Torpedo lanciere und sodann die rückwärts derselben befindlichen Schiffe angreife, den „Barewitsch“ selbst anzugreifen. Außerdem sollte ich, weil nach der Verteilung der Schiffe die „Pallada“ das Nachtschiff zu sein schien, ihr das rote und weiße Signal geben, das die Schiffe zum Hereinfahren nach Port Arthur als Passagiersignal verwendeten.

Ich verspürte ein starkes Herzklopfen, denn in einigen Augenblicken sollte der Traum einer langjährigen Torpedoarbeits in Erfüllung gehen. Unzählige Gedanken durchzogen blitzartig mein Gehirn, ohne daß ich mir darüber Rechenschaft geben konnte. Infolge ihrer zahlreichen Lichter hob sich die „Pallada“ vom Horizont deutlicher ab und dürfte nur mehr einige tausend Meter von uns entfernt gewesen sein.

„Was für eine Strömung ist dort?“ fragte ich den Piloten. Er sah auf seine Uhr und sagte mir, daß es seit einer Stunde Flut gebe, weshalb die „Pallada“ mit ihrem Bug seawards liegen müsse. Ein Umstand, der, aufrichtig gesagt, für uns nicht sehr günstig war, weil an Bord eines großen Schiffes die Wache vorne stets aufmerksamer ist als rückwärts. Aber was sollte man beginnen? Um das Schiff an seinem rückwärtigen Teil anzugreifen, hätte man erst gegen rechts ausbiegen müssen und wäre möglicherweise garnicht zum Angriff gekommen. Ich rückte so nahe, als ich konnte, vor und konstatierte, daß die „Pallada“ friedlich verankert lag. In wenigen Minuten waren die letzten Vorbereitungen getroffen und ich gab der Steuerbrücke den Befehl, sich zur Eröffnung des Feuers bereitzumachen. Nun befanden wir uns auf 2000 bis 3000 Meter Distanz vor unserem Angriffssubjekt, das regungslos blieb. Durch das Sprachrohr rief ich dem Maschinisten zu: „Mit Bolldampf vorwärts!“ Die Pace meines Bootes verschärfte sich nach und nach, während ich den Gegner mit meinem Feldstecher nicht aus dem Auge ließ. Die dunkle Nacht und die hell erleuchteten Schiffe waren wie geschaffen für unseren Angriff. Instinktiv warf ich einen Blick auf den Schlot, aus dem nicht ein Funken heraustrat. Nun stellte ich das Steuer etwas gegen Steuerbord, um der Schußbrücke wegen näher heranzukommen, denn letztere konnte in der Aufregung leiden. Der Leutnant eilte auf die Brücke, um mir zu melden, daß alles bereit sei. Der bedeutende Augenblick war eingetreten! Die Maschine, der Schlot, die Brücke und der Kommandanturm erzitterten, das ganze Boot schaukelte infolge der Fahrgewindigkeit. Nun waren wir so nahe herangekommen, daß ich die Konturen der Brücke der „Pallada“ unterscheiden konnte. Mir schien es, als ob ich eine große Bewegung am Unterdeck sähe, obwohl die Befehle schon seit geraumer Zeit sich in ihren Gängen befinden mußte. Als die Distanz der „Pallada“ von der Mitte des Bootes nur mehr 45 Grade betrug, bemerkten wir tatsächlich Aufregung auf dem feindlichen Schiff. Wir waren entdeckt! Schon hörte man Rufe des Entsetzens, Kommandanten und sah überall Signale geben. Es war kaum Zeit zu verlieren, weshalb ich dem Maschinisten befahl, die größtmögliche Geschwindigkeit anzunehmen. Nach meiner Schätzung wurde der erste Torpedo aus einer Entfernung von 200 Metern lanciert. Soweit ich dies von meinem Posten aus beobachten konnte, hatte er das Schiff hinterwärts der Brücke getroffen. Kaum hatte sich die „gelbe Zigarre“ den Weg durch das Wasser gebahnt, so begannen die Russen zu schießen und setzten ihre Scheinwerfer in Aktion. Wenn es wahr ist, daß sie erst von ihren Wachen geweckt worden waren, kann man ihnen nicht das Lob für die große Schnelligkeit vorenthalten, mit welcher sie an ihre Geschütze herantraten, sie in einem Augenblick schußbereit machten und alle ihre Scheinwerfer verwendeten. Obwohl ich nicht einen Moment die Ruhe verlor, brannte ich vor Begierde, den „Barewitsch“ anzugreifen und wollte dies, bevor ich noch kampfunfähig würde, ausführen.

Als wir unseren neuen Kurs angenommen hatten, waren wir so allmählich, konstatieren zu können, daß das erste Torpedo sein Ziel erreicht hatte. Eine hohe Wasserkolonne stieg vor uns auf, noch lange bevor wir die Explosion vernahmen. Aus Angst, entdeckt zu werden, erariff ich das Steuerrad, um unsere Direkt-

tion zu wechseln. Einige Minuten später meldete man mir, zwei neue Torpedos seien schußbereit! In dieser Verfassung nahmen wir die Richtung auf Port Arthur und belagerten bald Konturen eines großen Schiffes zu sehen, das zufolge unserer Karte kein anderes als der „Barewitsch“ sein konnte. An Bord desselben bemerkte ich ein Aufblitzen und dann ein zweites, das von seinen Geschützen herrührte. Dazu gesellte sich der Geschützdonner von mindestens zehn Schiffen, dem bald darauf eine Explosion folgte. Von überall wurden Kommandos erteilt und Scheinwerfer in Aktion gesetzt, während mein Boot in vollster Geschwindigkeit dahinrasste. Vorwärts, nur vorwärts, was kommen, was will! Das war mein einziger Gedanke.

Plötzlich tauchte nicht weit vom „Barewitsch“, der wie die „Pallada“ mit seinem Bug zu uns gerichtet war, etwa 800 Meter weit von meinem Boot, eines unserer Torpedoboote auf. Wenn ich mich nicht irre, so war es der „Schinonome“, der in größter Geschwindigkeit auf den „Barewitsch“ lossteuerte. Als ich den „Schinonome“ gewahr wurde, ließ ich die Maschine stoppen, um ihn nicht nur in seinem Angriff nicht zu behindern, sondern auch um einer möglichen Kollision mit ihm zu entgehen. Da mich keines der Schiffe entdecken konnte, weil ich von vorn kam und sie nur seitwärts ihre Geschütze und Scheinwerfer gebrauchten, reduzierte ich die Fahrgeschwindigkeit; dies umso mehr, um Zeuge des Angriffes des „Schinonome“ zu sein. Sobald dieses Boot seine Wirkungsbühne erreicht hätte, mußte es meiner Meinung nach in die Lichtgarbe der feindlichen Scheinwerfer geraten. Dies geschah auch, denn es wurde zur Zielscheibe aller Geschützkaliber, sodaß ich seine letzte Stunde kommen sah. Trotzdem lancierte es seine beiden Torpedos. Kurz darauf hörte man ein Geschloß explodieren und sah einen mächtigen Feuerchein über seinem Deck, worauf das arme Boot in der Dunkelheit allmählich verschwand. Meinerseits hoffte ich, die Explosion der Torpedos zu hören, und begriff nicht, daß dies bis jetzt nicht geschehen war, trotzdem ein Festlegen derselben so gut wie ausgeschlossen erschien. Mein Pilot ergriff mich plötzlich am Arme, um meine Aufmerksamkeit auf das Steuerbord des „Barewitsch“ zu lenken, wo in den ausgeworfenen Torpedoneben die Torpedos des „Schinonome“ hingen. Das erklärte mir alles. Ich sah genau Wasserblasen entlang des Netzes aufsteigen, welches die Torpedos an ihrem Kopfe umschlungen hielt. Ein neuer Beweis, daß die veralteten Torpedoschleichen, mit welchen die Torpedos adjungiert waren, nichts taugten. Abermals erschien ein zweites Torpedoboot an derselben Stelle, das wahrscheinlich gleichzeitig mit dem „Schinonome“ von unserer Flottille vorgeschickt worden war, das nur mit 12 bis 14 Knoten Geschwindigkeit fuhr, ein sicheres Zeichen, daß es bereits beschädigt war. Sein Kommandant, ein waderer Mann, ging daran, anzugreifen, doch durfte er dies nicht von derselben Stelle aus tun, von der sein Vorgänger losgegangen war, weil er sonst unversäglich in die Lichtkegel der Scheinwerfer des „Barewitsch“ geraten mußte. So geschah es auch, denn bevor er noch auf 400 Meter heran war, traf ihn das erste Geschloß. Da erlachte mich der Gedanke, der entscheidende Augenblick sei eingetreten. Ich befahl: „Voll dampf, vorwärts! Torpedovohre schußbereit!“, stellte das Steuer auf Steuerbord und ging auf den „Barewitsch“ von der anderen Seite los.

Ich hatte noch so viel Geistesgegenwart, um von meinen Torpedos die Torpedonebenschleichen abzuschneiden zu lassen, nachdem der „Barewitsch“ weder an seinem Bug noch an der Stirnseite von Torpedoneben geschloßt war. Nach kurzer Ueberlegung entschloß ich mich, das mächtige Schiff an der Stirnseite zu verwunden, weil sie mir die beste Chance bot, ungeschlagen zu bleiben. Mit dem Steuerbord voraus, travestierte ich in vollster Geschwindigkeit bis unter die Stirnseite des „Barewitsch“, lancierte beide Torpedos, konnte aber nicht feststellen, welches davon ins Ziel geraten war. Genau in demselben Augenblick, als der Torpedomann daran war, an den Torpedonebeln zu drücken, entdeckte uns der „Barewitsch“ mit seinem Scheinwerfer. Nach Rufen des Entsetzens und hastigen Kommandos eröffneten die Geschütze ihr Feuer. Das erste Geschloß fiel knapp vor unserm Boot auf, während die übrigen Geschosse über, vor und seitwärts vor uns knatternd und pfeifend ins Meer fielen. Meine Torpedos hatten ihre Aufgabe erfüllt. Ein heftiges Aufwallen der See, eine furchtbare Explosion und eine hohe Wassersäule waren der Beleg ihres Erfolges. Bald darauf glaubte ich, daß meine letzte Stunde gekommen sei, denn ein ununterbrochener Geschloßhagel ging auf mein Boot nieder, sodaß sein Deck förmlich durchlöchert erschien. Die Russen hatten es wahrscheinlich auf die Brücke, somit auf mich und meinen Piloten abgesehen; doch sie verfehlten ihr Ziel. Obwohl von meinen Torpedos getroffen, setzten uns die Russen furchterlich zu. Die Situation verschlechterte sich mit jedem Augenblick. Ein 15-Zentimeter-Geschloß traf den Kommandantenturm, zerstörte eine Wand desselben, barst an der anderen, warf den Mast um, tötete einen Unteroffizier und zwei Mann und verursachte die Explosion eines Munitionsschlages. Leicht hätten einige 4,7-Zentimeter-Geschosse meiner armen Maschine ein Ende be-

reitet, wenn sie nicht in den Kohlenraum geraten wären, wo sie, ohne Schaden anzurichten, explodierten. Ich entfernte mich mit größter Geschwindigkeit vom „Barewitsch“, denn die Bugseite meines Bootes senkte sich immer mehr. Ich mußte trachten, es um jeden Preis in der horizontalen Lage zu erhalten. Die Schiffspumpen, die bereitstanden, verwendete ich dazu, die Nebenräume mit Wasser zu füllen, wodurch zwar das Boot noch mehr unter Wasser kam, aber gleichzeitig eine horizontale Lage annahm. Obwohl die Mannschaft nun ganz unter Wasser stand, hatten wir das Boot mehr in der Gewalt.

Als ich vom „Barewitsch“ davonfuhr, dauerte das Getöse in der Munde weiter und die Lichtkegel der Scheinwerfer ermöglichten es mir, da und dort einige unserer Boote zu erkennen. Nach der Art und Weise, wie die Russen diese Scheinwerfer handhabten, war es leicht zu erkennen, daß sie im Gebrauche derselben wenig geübt waren. Anstatt uns damit zu beleuchten, beleuchteten sie sich gegenseitig. Trotzdem uns die Scheinwerfer des „Barewitsch“ hin und wieder erfassten, erreichten uns seine Geschosse doch nicht, ein Beweis, daß es der russischen Geschützmannschaft an Praxis im Schießen bei Nacht fehlte.

Daß es mir gelang, zu entkommen, obwohl ich mein Boot nicht tadellos lenken konnte, verdanke ich meinem Piloten, aber auch meiner Kaltblütigkeit. Sobald wir aus der Wirkungsszone des „Barewitsch“ herausgetommen waren, blinnte ich auf den Kompaß und gab dem Piloten den Befehl, sofort in die offene See zu fahren. Bald hierauf entdeckte ich, daß ich am Rücken verwundet war, und ließ meinen Leutnant rufen; doch der Unglückliche lag unten mit einem gebrochenen Bein. Statt seiner kam der Pilot zu mir, um mich für einige Zeit abzulösen; er war vollkommen unverletzt und guter Dinge. Nachdem der Krankenwärter meine Wunde gut ausgewaschen und aus ihr einige Stücke meines Hodens, die in dieselbe gedrungen waren, entfernt hatte, legte er mir so gut als möglich einen Notverband an. Zweifelsobne rührte meine Verwundung von einem Geschloßstück her. Es ging nun nach den Elliotinseln, wo wir bis morgen bleiben sollten. Während der Fahrt dahin besprachen wir untereinander die Ereignisse der Nacht. Ich schien der Begünstigteste unter ihnen gewesen zu sein, denn alle Torpedos meiner Kameraden, bis auf jene des Kommandanten des „Jadmura“, hatten sich in den Torpedoneben verfangen, weil keine der Torpedoschleichen funktionierte. Während unserer langsame Fahrt gegen die Elliotinseln kam ein Telegramm von unserer Eskader, das um Kenigleiten fragte. Der Kommandant berichtete hierüber über unseren Angriff, dessen Resultat drei torpedierte russische Schlachtschiffe und von der eigenen Flottille ein gesunkenes und einige mehr oder weniger schwer beschädigte Torpedoboote waren. Auch hatten wir den Tod eines Torpedokommandanten und noch andere Verwundete zu beklagen. Das Telegramm rührte von Admiral Togo her, der uns befehl, uns näher an das Flaggschiff anzuschließen. Sobald wir in Sicht des Flaggschiffes „Mikasa“ kamen, erschollen stürmische Banzairufe zu uns herüber. Doch ich muß gestehen, daß ich zu müde und empfindungslos war, um dieses Gefühl der Freude und des Triumphes richtig einzuschätzen. Admiral Togo besichtigte mit seinem Stabe jedes der Torpedoboote und sprach allen, besonders den Verwundeten, seine Bewunderung aus. Er hielt sich besonders lange bei mir auf, da ich der einzige Zeuge des Unterganges des „Schinonome“ war. Ich bemerkte zu ihm, daß, wenn die Torpedonebenschleichen funktioniert hätten, zweifelsobne drei russische Schlachtschiffe gesunken wären, nachdem ich selber allein vier Torpedos in den Torpedoneben des „Barewitsch“ hängen sah.

Den nächsten Tag untersuchten wir eingehend unsere Boote, wobei wir die Ueberzeugung gewannen, daß sämtliche nach dem Kriegshafen von Sasebo gebracht werden mußten, denn alle zeigten Beschädigungen. Als am folgenden Tag der Generalstabschef des Admirals zur Besichtigung der Boote eintraf, glaubte ich, gestützt auf meine langjährige Freundschaft mit ihm, ihn bitten zu können, mich nicht der Untätigkeit in Sasebo zu überlassen, sondern mich vorläufig bei der Eskader zu verwenden. Er antwortete mir, ich müsse sofort nach Sasebo abgehen, um dort meine Wunde ordentlich behandeln zu lassen. So hatte die erste Episode, der geschichtlich berühmte gewordene Torpedoangriff am 8. Februar 1904, ihren Abschluß gefunden.

(Aus dem Neuen Wiener Tagblatt.)



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Spruchweisheit.

Entschuldige dich nur keiner damit, daß er in der langen Reihe an unterst stehe; er bildet ein Glied, ob das erste oder das letzte, ist gleichgültig, und der elektrische Funke könnte nicht hindurchfahren, wenn er nicht da stünde. Darum zählen sie alle für einen und einer für alle, und die Letzten sind wie die Ersten

H. Hebbel.

*

Die Politik ist keine Wissenschaft, wie viele der Herren Professoren sich einbilden; sie ist eben Kunst. Wenn auf irgend einem Gebiete, so ist es auf dem der Politik, daß der Glaube handgreiflich Verge verkehrt, daß Mut und Sieg nicht ein Kaufauf-
aufammenhang, sondern identisch sind. Bismarck.

*

Arbeit ist die Mission des Menschen auf dieser Erde. Es kämpft sich ein Tag heraus, es wird ein Tag kommen, an dem der, welcher keine Arbeit hat, es nicht für geraten halten wird, sich in unserem Bereich des Sonnensystems zu zeigen, sondern sich anderwärts umsehen mag, ob irgendwo ein fauler Planet sei.

Thomas Carlyle.

*

Gebt dem Sonntag eine Seele! Er ist nicht allein der Ruhetag, er muß mehr sein. Die Woche ist dunkler Wüstenrund, der Sonntag ist die Jakobslleiter, auf welcher manches Menschenherz fauchte gen Himmel steigt. Wer auch nur etliche Stufen hoch steht und zurückschaut auf die Erde, der erschrickt vor dem Nebeln der Niederung.

Riesegger.

Nun kommt der Sommer.

(Im Volkston.)

Nun kommt der Sommer 'gangen
Und ist kein Frühlings noch gewest,
Weh' Blümlein, so da prangen,
Darauf ein kalter Nordwind bläst!

Hört' wer die Vöglein fingen?
Und brüten nun schon miteinander —
Sah wer die Knospen springen?
Und steht jetzt reif das ganze Land.

Tät' Ein' im Lande freien
Und hat vorher kein' Lieb gespürt,
Die kam wohl um den Maien,
Ist keiner, der zur Lust sie führt'.

Minna von Konarski.

Ein Wiesbadisch Stücklein.

Von einem Soldaten, so niemals auf einem Federbette geschlafen hatte. Ein alter Soldat war von Jugend an in Kriegen aufgezogen und war niemals so glücklich gewesen, daß er auf ein gutes Federbett hätte kommen mögen, sondern weil er ja zum Piemont geboren, konnte er zu keinem Taler kommen, und weil er im Stroh, unter freiem Himmel gehedet worden, konnte oder mochte ihm auch noch zur Zeit kein Bett gebühren. Endlich als er einmahl nach Vollendung des Kriegs in ein schlechtes Bauern-Wirtshaus einge-
gezogen und über Nacht daselbst herbergen wollte, trägt ihm nach dem Essen der Wirt ein frisches Stroh und gülden Bett in die Stuben, zu allem Glück aber, wie den Soldaten bedachte, findet er unter den Säufedern auch eine einzige Gänsfeder, ist froh und will einmahl nimmehr versuchen, ob er auf Federn oder aber im Stroh besser ruben könnte, und legt die gesün-
dene Feder auf eine Bank unter sein Haupt. Als er aber für eine Stunde oder eilfche geruhet und der Kopf ihm wegen der harten Bank, die er so freundlich gebrüdet, um und um gangen, wirft er mit großem Fluchen und Schwören die gesunde Feder hinweg, sagend: „Liegt einer so süßel auf einer Feder, daß einem der Kopf dormelt, wann sollt erst geschehen, wenn einer auf einem ganzen Bett voll läge? Es sollte wohl einer auf einem solchen Haußen gar rasend und voll Teufel werden!“

Lundorf, Wisbadisch Wissenbrunnlein.

Die große Klübe.

König Ludwig XI. von Frankreich pflegte, wenn er von der Jagd kam, oft bei einem Bauern einzufehren. Er unterhielt sich

jedesmal freundlich mit ihm und nahm nicht selten mit seiner einfachen Kost vorlieb. Als er eines Tages wieder bei ihm einfuhr, da gedachte der Bauer dem König eine große Freude zu machen, wenn er ihm eine riesige Rübe, wie sie noch nie auf seinem Felde gewachsen war, zum Geschenke machte. Der König, der die Gesinnung des Gebers kannte und mehr auf diese als auf den Wert des Geschenkes sah, nahm sie erfreut an und ließ dem hieheren Landmann mehrere Geldstücke reichen. Das sprach sich im Dorf herum und auch der reiche Gutsherr, der in der Nähe des Dorfes wohnte, hörte davon. Schnell ließ er sein schönstes Pferd satteln und machte sich auf den Weg nach der Hauptstadt, um es dem König als Geschenk anzubieten; denn er hoffte dafür noch reichlicher belohnt zu werden als der Bauer für seine Rübe. Der König nahm auch dies Geschenk gern an; als er aber gehört hatte, wo der Edelmann her sei, da durchschaute er dessen Absicht. Aber freundlich wie vorher erwiderte er ihm: „Euer Pferd ist so prächtig, daß ich Euch schon etwas recht Seltenes als Gegengeschenk dafür anbieten muß.“ Des freute sich der Edelmann im stillen, der König aber fuhr fort: „Ihr seid ein reicher Mann und würdet es mir übel nehmen, wollte ich Euch Geld anbieten. Aber seht, hier habe ich eine Rübe, so groß, wie Ihr wohl noch keine gesehen habt, und sie muß Euch um so wertvoller sein, als sie in Eurer nächsten Nachbarschaft gewachsen ist. Diese nehmt zum Andenken an mich, für das Pferd aber habt herzlichen Dank.“ Der Edelmann empfahl sich höflich und ging beschämt nach seinem Dorf zurück.

五、

Scherz=Hätiel.

Eines Vaters Kind, einer Mutter Kind und doch keines Menschen Sohn.

(Fine Letter.)

Wer sieht mehr, der nur ein Auge hat, oder der zweie hat?
(*уабоуа іаіаі іаауа іау іаіа іаа іаау іау іаіа іаа іаау*)

Wenn neun Sperlinge auf einem Baume sitzen und man schießt drei herunter, wieviele bleiben auf dem Baum?



Lustige Ecke.

„Sagtest du ihr, als du ihr den Antrag machtest, daß du
ihrer unwerth seiest? Damit hat man immer Erfolg.“ — „Ich
hatte die Absicht, aber ehe ich dazu kam, sagte sie es mir schon
selbst.“ (Douston Post.)

(Don'ton Post.)

„Was möchten Sie lieber haben — eine eigene Kuh oder einen zuverlässigen Milchmann?“ — „Das kommt darauf an.“ — „Kommt darauf an?“ — „Auf mancherlei. Es sind zwei Unterschiede zwischen einer Kuh und einem Milchmann, und der eine Unterschied spricht zu Gunsten der erfteren und der andere zu Gunften des letzteren.“ — „Erläutern Sie fich näher.“ — „Erstens: Eine Kuh gibt reine Milch. Zweitens: Eine Kuh gibt feinen Kredit.“
(Cleveland Plain Dealer.)

(Cleveland Plain Dealer.)

In einem Drama hatte ein Gefangener einen Brief laut zu verlesen, den der Gefangenewart ihm brachte. Um sich die Mühe zu sparen, ihn seinem Gedächtnis einzuprägen, öfnete der Schauspieler sich den wirklichen Brief überreichen zu lassen. Eines Abends dachte der Wärter, es würde ein auter Spaß sein, wenn er dem Gefangenen ein unbeschriebenes Blatt Papier überreichte. Als der Gefangene zu lesen beginnen wollte, wurde er einen Augenblick aus dem Gleichgewicht gebracht, kam aber rasch wieder zu sich und sagte mit größter Ruhe: „Aufseher!“ — „Ja?“ — „Ich muß Ihnen ein Gefändnis machen. Ich komme aus kleinen Verhältnissen und habe nicht lesen gelernt. Würden Sie wohl die große Liebesswürdigkeit haben, mich mit dem Inhalt dieses Briefes bekannt zu machen?“ — Das war ein Reinsfall für den Wärter, aber seine Geistesgegenwart rettete ihn auch. Nachdem er eine Weile den Brief nervös hin und her gedrückt hatte, sprach er: „Herzlich gern, aber da muß ich erst mal meine Brille holen.“ — Natürlich brachte er mit seiner Brille den echten Brief herbei.

„Ja, wenn wir verheiratet sind, muß ich drei Dienst-
mädchen haben.“ — „Du sollst zwanzig haben, Lieb — aber nicht
alle auf einmal.“ (Zit Witt.)